JOHANN GEORG JACOBIS
IRIS.

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

DER

HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT
DER UNIVERSITÄT LEIPZIG

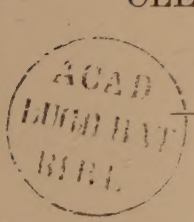
VORGELEGT

VON

OTTO MANTHEY-ZORN

AUS

CLEVELAND, OHIO.



ZWICKAU I. SA.
DRUCK VON JOHANNES HERRMANN.
1905.

S. F. Wellman

gewidmet.

Abkürzungen.

I. = Iris.

Gl. u. H. = Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse, von Karl Schüddekopf. Weimar 1894. 2 Bde.

Weinh. Ausg. = Gedichte von J. M. R. Lenz, herausgegeben von Karl Weinhold. Berlin 1891.

Zitate von Johann Georg Jacobi aus dessen Werken, erschienen in Zürich 1807 bei Orell, Füssli u. Co.

Einleitung.

Nur wegen der Beiträge Goethes erweckt Johann Georg Jacobis Iris im allgemeinen auch unter Forschern noch Interesse; diese allein haben die Zeitschrift vor dem Schicksale des Vergessenseins bewahrt, das allen sonstigen Erzeugnissen Jacobis mit Ausnahme einiger Gedichte zu teil geworden ist. Doch hat die Zeitschrift auch anderweitig ein Anrecht auf bessere Beachtung. Sind auch Jacobis Werke ausserhalb der Gelehrtenwelt heute nur wenig bekannt, so wird ihm doch schon einiger seiner Lieder wegen, die auch im Volksmund noch weiterleben, eine Stelle unter den Dichtern des 18. Jahrhunderts nicht streitig gemacht. Da nun Jacobi gerade in den Jahren der Herausgabe der Iris sich zum Höhepunkte seiner Entwickelung emporschwang und in diese Zeitschrift die besten Produkte dieses Aufschwunges einreichte, so muss sie uns als interessantestes Dokument seiner Entwickelung willkommen sein. Auch als ein Zeugnis über die Aufnahme der späteren Anakreontik, die in dieser Zeitschrift, allerdings schon mit kräftigeren Elementen vermengt, vertreten ist, bietet die Iris manches Interessante. Beachtenswert ist sie ferner wegen der Beiträge Heinses, der sich hier als Biograph Tassos und Uebersetzer aus dem Italienischen und Griechischen hervortut.

Hauptsächlich sollte die Iris Jacobi aus seiner bedrängten finanziellen Lage helfen. Deswegen übernahm er allein die Redaktion und lieferte auch die grösste Zahl der Beiträge selbst, so dass der Ton und Charakter der Zeitschrift gänzlich von ihm abhängig war. Es wird daher, ehe eine Geschichte und Charakteristik der Zeitschrift gegeben werden kann, ein Ueberblick über Jacobis Wesen und Tätigkeit vonnöten sein.

KAP. I.

Jacobis Jugendwerke.

Schon von Kind auf hatte Jacobi ein sanftes Gemüt; anhaltende Kränklichkeit hatte ihn vollends weich, ja weichlich gemacht. So fehlte ihm die Kraft, es den grossen Geistern seiner Zeit gleichzutun; aber er besass Empfindung und Phantasie genug, um sich mit Glück in der sentimentalen Anakreontik zu versuchen.

Ein starker männlicher Charakter ist er nie geworden; überall liess er sich leiten, und vor jedem Angriff zog er sich scheu zurück. Nach dem, der ihm gerade zur Zeit am nächsten stand, richtete er sich fast ausschliesslich, bis der Zufall oder eine stärkere Anziehungskraft ihn in eine andere Richtung zog. Zu Hause hatte er eine vorwiegend fromme Erziehung erhalten, wovon seine wertlosen ersten poetischen Versuche manche Spuren tragen. Seine Studienjahre sind ganz ein Zeugnis seines unstäten Charakters. Zuerst versuchte er in Göttingen Theologie zu studieren, später ging er nach Helmstedt als Jurist und von da nach längerem Nichtstun in Düsseldorf wieder zurück nach Göttingen, um sich unter der Leitung von Klotz dem Studium der schönen Wissenschaften zu widmen. Theologie und Jura waren ihm zu strenge Wissenschaften gewesen. Von Klotz liess er sich zu philologischen und kritischen Arbeiten, die seinen Anlagen gar nicht entsprachen, anregen. 1763 beendete er in Göttingen seine Studien. Drei Jahre lang verbrachte er dann wieder zu Hause, ohne mehr zu leisten als die Herausgabe seiner poetischen Versuche; doch benutzte er diese Zeit, um die englische, französische und italienische Sprache zu erlernen. 1766 verschaffte ihm Klotz eine Stelle in Halle als Professor der Beredsamkeit und der schönen Wissenschaften. Amüsant ist es geradezu, dass er sich von Klotz in dieser Zeit sogar verleiten liess, zu dessen herausfordernden übermütigen Kritiken in der

deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften beizusteuern. Doch war er sehr behutsam mit seinem Inkognito; und wollte man ihn als den Verfasser einer solchen Kritik erkannt haben, so leugnete er rundweg allen Anteil ab. In manchen Punkten war Klotzens Einfluss nicht nur vorübergehend. Klotz hatte Jacobi auf die ausländische Literatur hingewiesen, leider aber ihn nur zu Nachahmungen angeregt und alle Lust zu selbständigen Arbeiten in ihm erstickt; ausserdem hat er durch seine Studien über den Amor auf geschnittenen Steinen die Hauptanregung gegeben zu dem Amorkultus, den Jacobi die nächsten Jahre hindurch zum Schaden seiner Poesie betrieb.

Klotzens Einfluss wurde aber bald durch den Gleims verdrängt. Im Sommer 1766 kam Jacobi mit diesem in dem Bade Lauchstädt zusammen. Gleim, der eifrigste Vertreter der älteren Anakreontik, ward ganz von der schwärmerischen, weichen Natur Jacobis eingenommen, und Jacobi erlag natürlich dem Einflusse Gleims sofort. Als Jacobi Lauchstädt verliess, war er der frivolste Anakreontiker geworden. Dass von Klotz und seiner Vorliebe für philologisch-kritische Studien etwas an dem Schüler haften geblieben war, zeigt sich darin, dass Jacobi einige Romanzen des Gongora aus dem Spanischen übersetzte. Doch auch schon hier war es mehr das Zierliche und Empfindsame der Sprache, was ihn angezogen hatte. Auf Gleims Rat studierte er nun besonders Gresset und Chaulieu und versuchte, sich Sprache und Ton dieser Männer anzueignen. Der Briefwechsel mit Gleim von 1768 zeigt, wie gehorsam Jacobi sich als Schüler Gleims erwies. Hier ist Jacobi ganz Alt-Anakreontiker. Schwärmerisch und sentimental bis zum Widerlichen, lässt er sich sogar verleiten, nach Gleims Art sich in übermässigen mythologischen Anspielungen und in der Tändelei des Amorettenspieles zu ergehen. Nur vom sentimentalsten Teil des Publikums wurden diese Erzeugnisse mit Freuden begrüsst. Alle ernsteren Leute jedoch lieferten scharfe Kritiken. So schlagend und zahlreich kamen die Proteste seitens der ernsteren Autoren, dass sogar Jacobi schliesslich darauf hörte, der erst von dem verschwenderischen Lob, das ihm von seiner nächsten Umgebung gezollt wurde, sich so hatte einnehmen lassen, dass er die Angriffe gar nicht beachtete. Nie verging er sich wieder so schlimm in dieser Richtung. Schon in seinen Nacht-

gedanken, die noch manches von der spielenden Sentimentalität enthalten, liess er das Getändel mit den Amoretten weg, und 1769 gab er in einer Schrift „Abschied an den Amor“ diese Richtung ganz auf. Jetzt erst wurde er ein wirklicher Vertreter der späteren Anakreontik. Noch immer blieb er sentimental und weich, hatte dabei aber ein entschiedenes Bestreben, anmutig und natürlich zu sein. Dem Einfachen, Alltäglichen Reiz zu verleihen, machte er sich zum Vorsatz; das Tändelnde verlor sich von nun an ganz. Von Gresset und Chaulieu liess er ab und wandte sich den Engländern, besonders Sterne, zu; den Naturpredigten Rousseaus versuchte er etwas abzulauschen und entlehnte zur Ausbildung seiner Grazie viel von Wieland. Noch hielt er aber mit Gleim an der schädlichsten seiner Theorien fest, dass nämlich nicht die wahren, sondern die erdichteten Gefühle den Dichter ausmachen.

In seinen nächsten Erzeugnissen, der Winterreise und der Sommerreise, lehnte er sich besonders an Sterne an. Trotz aller Versprechungen aber, er wolle die Natur getreu nachahmen, sind die Bilder oft nur Phantasien. An die bestimmte Jahreszeit sich zu halten, fällt ihm gar nicht ein, das ist ihm zu unbequem. Auch sind ihm seine Empfindungen noch nicht recht ernst; der Lorenzokultus artet in Spielerei aus.

In der Winterreise äusserte sich zuerst eine neue Seite seines Stiles. Schon als Knabe hatte er Lust am Predigen gehabt. Diese artete später, als er durch seine vielen Krankheiten etwas altklug geworden war, in einen Hang aus, gute Lehren zu erteilen und zu moralisieren. Gewaltige Predigten oder strenge Strafreden an Männer zu richten, wagte er natürlich nicht, da er eine Entgegnung fürchtete. Er wandte sich meist an die Damen, denen er in sanftem Tone seine Lehren erteilte in Form moralisch bildender und zugleich möglichst unterhaltender Aufsätze, wie sie die moralischen Wochenschriften schon lange gepflegt hatten. Anfänge hiervon finden sich schon in der Winterreise, z. B. in einem Abschnitte, wo er die Frauen zu einer besseren Pflege der deutschen Sprache aufzumuntern versucht. Die nächsten Jahre bedeuten für die Entwickelung der Prosa Jacobis sehr wenig. Der Spott wegen seiner früheren tändelnden Schriften häufte sich mehr und mehr, und da er sich nicht zu verteidigen

getraute, schwieg er. Zwei leise Angriffe nur wagte er auf seine Gegner, die aber kaum eine wirkliche Polemik enthalten. Die erste Schrift ist eine sentimentale Klage an das deutsche Publikum,[1] dass es solche Anfeindung eines Dichters der Grazien erlaube. Die Feinde getraut er sich aber nicht zu nennen. Die zweite[2] greift schon direkt verschiedene Richtungen der Zeit an, die von seinen Feinden vertreten werden, doch auch hier wagte er nicht, Namen anzuführen. Als man später einige der Anspielungen deuten wollte, wich er aus und behauptete, er habe nur die schlechten Nachahmer dieser Richtung im Auge gehabt.

Schon hier lässt sich vermuten, dass ein solcher Charakter als Herausgeber und Tonangeber einer Zeitschrift ein wesentliches Moment des Fortschrittes, den sie bringen könnte, total vernachlässigen werde: die Kritik.

Der Beliebtheit Jacobis bei dem Teil des Publikums, welcher der Anakreontik noch hold war, konnten diese Angriffe nicht schaden. Seine Naivität, sein Streben, möglichst einfach und naturgemäss zu erscheinen, und dazu sein fliessender Stil vereinigten sich, ihn zum Liebling dieses Publikums zu machen. Zwar waren es seine Gedichte, die am meisten Anklang fanden, doch auch seine Prosaschriften wurden mit Freuden begrüsst, obgleich sie — als moralisierende Aufsätze — grösstenteils der Gattung angehörten, womit die Leserinnen die ganze Zeit der Aufklärung hindurch überschüttet worden waren. Man fing an, des vielen Predigens überdrüssig zu werden; dennoch schienen die Leser und die Leserinnen bei Jacobi eine Ausnahme zu machen, da er es verstand, diese Predigten in ein angenehmes Gewand einzukleiden. Wiederholt liess Jacobi solche Aufsätze erscheinen. Zwei davon, vor der Gründung seiner Zeitschrift erschienen, sind uns erhalten, da sie separat herausgegeben wurden und wohl sehr verbreitet waren: „Ueber den Ernst“ und „Ueber die Wahrheit“. Sie enthalten durchaus nichts für die Zeit Neues, aber die Beliebtheit des Verfassers sicherte ihnen eine freundliche Aufnahme. Besonders ist noch ein letztes Produkt ähnlicher Art zu erwähnen, der Roman „Charmides and Theone“. Hier jedoch

---

[1] An das Publikum. Halberstadt 1771.

[2] Die Dichter; eine Oper, gespielt in der Unterwelt, gesehen von Jacobi.

verdankte Jacobi die Verbreitung des Werkes der neuen Form, die er für seine Predigt erfand, nämlich die des anakreontischen Romans. Die Anregung dazu wird er wohl von Wieland bekommen haben, von dem er auch manches zur Ausführung der graziösen Beschreibungen für sein Werk entlehnte. Er legt in diesem Roman dar, wie die Jugend zu sittlicher Grazie erzogen, wie die Natur möglichst nachgeahmt, der Putz vereinfacht, Ueppigkeit und Sinnlichkeit vermieden und die Schönheit der Seele gepflegt werden soll. Es ist ganz der Ton der Predigten in den moralischen Zeitschriften, aber die neue Form ist Jacobis Verdienst, und sie hat die Popularität des Werkes wesentlich erhöht. Neu ist auch, dass er, um seine Lehren besser anbringen zu können, eine Musterschule mit Musterschülern im Laufe der Erzählung vorführt, was die Gelegenheit zu predigen sehr vermehrte. Leider hat er sich nie wieder emporschwingen können, seine Lehren in diese Form einzukleiden, sondern er verfiel wieder in die kunstlosere Form des einfachen Aufsatzes.

Dieser Roman beschliesst die Prosaarbeiten Jacobis vor der Gründung der Iris. Hieraus lässt sich schon vermuten, dass die Zeitschrift zwar nicht viel Neues von seiten Jacobis bieten, aber doch dem Publikum angenehm sein wird wegen der anmutigen Einkleidung, die Jacobi seinen Aufsätzen zu geben weiss.

Die dramatischen Versuche, die Jacobi in diesen Jahren machte, verdienen nicht einmal aufgezählt zu werden, da sie nur erfolglose Experimente bedeuten, die auf seine Entwickelung ohne Einfluss blieben. Interessant sind sie nur als Zeugnisse seiner fast unverdienten Anerkennung beim Publikum. Obwohl ihnen fast jeder dramatische Wert abgeht, obwohl selbst ihre lyrischen Bestandteile seinen anderen Leistungen gegenüber minderwertig sind, wurden diese Dramen doch oft aufgeführt unter Mitwirkung der besten Darsteller und viel gerühmt. Sie waren eben vom Liebling des Publikums geschrieben.

Die besten Leistungen Jacobis liegen auf dem Gebiete der Lyrik. Doch gerade hier war der Einfluss Gleims am schädlichsten, so dass die Halberstädter Zeit eigentlich nur das Talent Jacobis verrät; ein wirklicher Erfolg wird ihm dort kaum zu teil. Am schädlichsten war für ihn das Prinzip Gleims, möglichst unpersönlich in seinen Liedern zu sein. Erst als er das ab-

streifte, konnte er sich als wahrer Künstler hervortun. In Form und Mass ist er noch sehr nachlässig, erst langsam lässt er sich heranbilden, von Wieland besonders darauf aufmerksam gemacht, dass er sich einer regelmässigen Form bedienen müsse. Das Lyrische wird zunächst auch durch das Deklamatorische verdrängt. Hierin änderte sich Jacobi aber sehr schnell, sobald er sich von Halberstadt entfernt hatte und in nähere Beziehungen zu grösseren Künstlern getreten war. Seine angeborene Weichheit und Phantasie führte ihn immer wieder zur Lyrik zurück und äusserte sich in einer weichen, fliessenden Form und einer angenehmen Grazie. Den Charakter der Landschaft auf die Bewohner zu übertragen, Stimmungen aus der Landschaft und Empfindungen zu verquicken, gelang ihm schon in der Winterreise. Nachdem er das Amorettenspiel und den Ueberfluss an Mythologie aufgegeben hatte, verbesserte sich seine Lyrik schon etwas. In seinen Liedern an Elise ist schon mehr des Persönlichen zu finden. Form und Mass bessern sich mehr und mehr; das wahrhaft Leidenschaftliche gewinnt mehr in der Oberhand, und an Stelle der antiken Mythologie macht sich ein leiser Einfluss Klopstocks geltend. Jacobis unstäte, weiche Natur musste erst von einer wirklichen Leidenschaft tief ergriffen werden, ehe seine Lyrik sich persönlich gestalten konnte, und nachdem er sich einmal von Gleim losgemacht hatte, wirkte der bessere Einfluss begabter Männer zusammen, um ihn auf richtige Wege zu führen. Die Geschichte dieser Entwickelung fällt aber mit der Geschichte der Zeitschrift zusammen, deren Entstehung nun geschildert werden soll.

KAP. II.

Entstehung der Iris.

1769 war es Gleim gelungen, seinen Liebling ganz nach Halberstadt zu ziehen. Er hatte ihm geholfen, sich hier eine Präbende zu erkaufen, die ihm 400 Taler jährlich einbrachte und ihn nur verpflichtete, einige Monate im Jahre die leichten Dienste eines Kanonikus zu verrichten. Eine solche Stellung war wohl die einzige, die der unschlüssige und kränkliche Jacobi ausfüllen konnte. Die viele freie Zeit, die ihm blieb, benützte er, um auf Reisen Zerstreuung zu suchen. Fortwährend war er zwischen Halberstadt und Düsseldorf unterwegs, überall sich aufhaltend, um neue und alte Freunde zu besuchen. Der Kreis seiner Bekannten wurde dadurch sehr gross, besonders da er noch durch die vielen Freunde anwuchs, die im Hause seines Bruders zu Pempelfort und Düsseldorf verkehrten. Der grosse Nachteil des Kanonikats war aber der, dass es Jacobi nicht genug Geld einbrachte, und da die Verhältnisse seines Vaters gerade in diesen Jahren sich verschlechterten, fand sich Jacobi oft veranlasst, bei seinem Bruder oder bei seinen Freunden Anleihen aufzunehmen. Die geringen Einnahmen zwangen ihn, sich umzusehen, wie er noch auf andere Weise Geld verdienen könne. Die kleine Anzahl Schriften, die er herausgab, brachte wenig oder gar nichts ein. — Unterstützt von Fritz Jacobi, hatte Wieland im Jahre 1773 eben den ersten Band seines Merkur herausgegeben. Da Fritz Jacobi solchen Anteil an diesem Werke nahm, interessierte sich Georg natürlich auch sehr dafür. Zum ersten Band lieferte er sein bestes Werk aus diesem Jahre: Charmides und Theone. Als Wieland aber im nämlichen Merkur eine günstige Kritik über Nicolais Roman „Sebaldus Nothanker", in dem Jacobi derb verspottet worden war, lieferte, wollte Jacob trotz aller Entschuldigungen von seiten Wielands sein Freundschaftsverhältnis mit diesem nicht länger aufrechterhalten. Auch die Vermittlung

seines Bruders half nicht, doch liess Jacobi sich bewegen, auch weiterhin gelegentlich zum Merkur beizusteuern. Finanziell war die Herausgabe des Merkur ein glänzender Erfolg gewesen. Jacobi[1] glaubte nun, durch Herausgabe einer Zeitschrift auch einen ähnlichen Erfolg erzielen und so eine Gelegenheit finden zu können, sich seiner Schulden zu entledigen. Wieland gegenüber brauchte er ja keine Rücksichten zu nehmen, da er sich mit ihm überworfen hatte. Auch machte er Wieland keine grosse Konkurrenz, da er sich seine Leser ausschliesslich unter den Damen suchen wollte und auch nur in Kleinigkeiten den Plan Wielands nachahmte. Nach einer Seite hin war er zum Herausgeber einer Zeitschrift nicht ungeeignet. Eine gute Kenntnis dessen, was seine Leserinnen forderten, und eine Bildung, allgemein genug, um diese Erfordernisse zu befriedigen, besass er in vollem Masse. Unter den Literaten, die ihn als Mitarbeiter unterstützen konnten, war er genügend bekannt und teilweise mit ihnen befreundet. Aber es fehlte ihm jede Energie, seine Freunde zur Mitarbeit an der Zeitschrift zu bewegen. Ausserdem hatte er keine Gewandheit im Geschäftsverkehr; und dieser Mangel war es, woran nach einem kurzen, aber nicht kläglichen Leben das Unternehmen scheiterte.

Der Plan zur Iris wurde mit Gleim zusammen ausgedacht. Dieser war ganz begeistert dafür, da er hoffte, dass die Zeitschrift in Halberstadt erscheinen und die Arbeiten seines Kreises verbreiten werde. Er schrieb darüber an Jacobi[2]: „Mein Gedanke war: Jacobi, Rost und Schmidt sollten die Iris schreiben — jeder sollte tausend Taler jährlich an Einkünften davon haben, sie sollten brüderlich sich teilen, — — — dann von hier aus bis Griechenland Weisheit und Tugend verbreiten — ich, der Vater, hätte keinen Teil an den Einkünften haben wollen.“ Jacobi hatte den Plan aber anders gestaltet, vermutlich ohne Gleim viel um Rat anzugehen, da er dessen Einwände fürchtete. Seinen Bruder Fritz hatte er überredet, die Kasse zu verwalten, da dieser mehr Begabung dafür besass und auch über ein ansehn-

---

[1] 1. Brief Goethes an Kestner vom Frühl. 1774.

„Eigentlich wollen die Jackerls den Merkur mimieren, seit sie sich mit Wieland überworfen haben.“

[2] Gl. u. H. I, 166.

liches Vermögen verfügte, mit dem er in der Not aushelfen konnte. Nach diesem Plane sollte die Zeitschrift in Düsseldorf erscheinen und die ganze Redaktion dorthin verlegt werden, wodurch Jacobi ganz allein Leiter der Zeitschrift wurde. Gleim sträubte sich sehr dagegen und beklagte sich, dass er dadurch des Ruhms, als Vater der Zeitschrift zu erscheinen, verlustig gehe. Doch machte Jacobi die Sache in aller Stille, fast heimlich, ab. Heinse, auf den er die grössten Erwartungen als Mitarbeiter setzte, fesselte er durch einen Kontrakt an sich, worin er ihm 300 Taler festes Einkommen jährlich versprach, sowie zwei Louisdor für jeden Druckbogen, den er liefern werde.[1] Heinse nahm das Anerbieten ohne grossen Widerstand an. Er war des süsslichen Verkehrs mit Gleim überdrüssig und hoffte durch den Gewinst, den die Iris ihm bringen sollte, seine Finanzen zu bessern. Trotz der Unbeholfenheit und Unmündigkeit Jacobis glaubte er auf einen Erfolg der Zeitschrift rechnen zu können, wenn er, in vollem Vertrauen auf seine eigene Leitung, unterstützt von den Finanzen Fritz Jacobis, die Zügel des Unternehmens selber in die Hand nehmen werde. Jacobi liess sich diese aber nicht ganz entziehen. Er bürdete Heinse sämtliche lästigen Arbeiten der Redaktion auf, wie die Erledigung des umfangreichen Briefwechsels mit den Kollekteuren und Mitarbeitern, das Prüfen und Rezensieren der eingegangenen Manuskripte,[2] die Korrektur der Druckbogen usw. Jacobi stellte dabei noch die Forderung an Heinse, ihm über alles genau zu berichten. Denn so sehr Jacobi sich auch auf Heinses Eifer und Genie verliess, fürchtete er doch, dass dieser manches Zweideutige und Polemische durchlassen werde, was Anlass zu Angriffen geben könne. Hätte Jacobi durch seine Kontrolle Heinse nicht immer von neuem in der Führung der Redaktion gestört, so hätte die Zeitschrift wahrscheinlich ein längeres Bestehen gehabt. — Als nach zwei Jahren der Kontrakt ablief, war Heinse nicht bereit, auf einen neuen Vertrag einzugehen. Er hatte durch die Nachlässigkeit Jacobis manche Unannehmlichkeit gehabt, und dabei war ihm sein Honorar erst nach Ablauf

[1] Gl. u. H. I, 157 ff.

[2] Gl. u. H. I, 157. Gleim nennt Heinse (Gl. u. H. I, 161) Jacobis „Badediener“ und (II, 30) „Iris-Bedienter“.

des zweiten Jahres ausgezahlt worden. Infolgedessen hatte er Gleim um eine Anleihe bitten müssen, da Fritz Jacobi ihn nicht mehr unterstützen konnte. Doch lieferte Heinse noch hie und da Beiträge, widmete sich aber hauptsächlich dem Merkur und seinen Kunststudien.

Jacobi hatte Gleims Reise nach Braunschweig benutzt, um Heinse mit sich nach Düsseldorf zu entführen. Gleim war über diese List zuerst sehr empört,[1] liess sich aber leicht versöhnen[2] und steuerte später gerne zur Zeitschrift bei. Er zeigte etwas Schadenfreude, als es in Düsseldorf an den nötigen Büchern für die Studien zu Beiträgen fehlte und bei ihm deshalb angefragt werden musste, zeigte sich aber stets bereit, das Nötige zu schicken. Allgemein fand der Plan einen guten Anklang. Sogar Wieland, der doch hätte vermuten können, dass man ihm den Rang ablaufen wollte, liess sich von Fritz bereden, in Weimar Bestellungen für die Iris entgegenzunehmen, und meldete sie im Merkur[3] an mit der Bemerkung: „Der Plan hat unseren vollständigen Beifall, und was kann man nicht von der Ausführung eines Werkes erwarten, woran das Genie und das Herz eines so liebenswürdigen Dichters sogleich arbeiten werden?“

Auf der Reise nach Düsseldorf lernte Jacobi in Celle die verbannte Königin Mathilde von Dänemark kennen, die sich ihm gegenüber sehr günstig über seine Pläne betreffs der Iris aussprach.[4] Ueberhaupt leistete jetzt die Popularität Jacobis ihre besten Dienste. Kollekteure und Kollektricen fanden sich für alle Teile Deutschlands, für Kopenhagen, Petersburg, Wien und Prag. Diese sammelten bald Abonnenten in grosser Anzahl. Am 12. März 1774 schrieb Jacobi seiner Cousine[5] aus Halberstadt: „In hiesigen Kreisen macht Iris ein ausserordentliches Glück, von den Berlinischen Prinzessinnen und Hofdamen bis auf die Förster-Frau in der Nachbarschaft des Harzes. Ich finde weit mehrere Freundinnen meiner Muse, als ich jemals gedacht

---

[1] Gl. u. H. I, 161 ff.

[2] Gl. u. H. I, 163.

[3] Bd. V, pag. 367.

[4] E. Wilhelm Heinses Schriften, herausg. von H. Laube, VIII, S. 105 u. Gl. u. H. I, 169.

[5] Aus einem ungedruckten Briefe im Besitz Fritz Jacobis in Aachen.

hatte.“ Ausser dem Halberstädter Kreis fanden sich von den Freunden des Jacobischen Hauses noch als Mitarbeiter besonders Goethe, Lenz, Schlosser und Sophie Laroche. Alles schien darauf hinzuweisen, dass das Unternehmen sich günstig entwickeln und lebensfähig gestalten werde. Dennoch ging es bald zugrunde. Nur vier Bände erschienen im Selbstverlage. Jacobi war eine zu sorglose und schwärmerische Natur, um auch nur mit einigem Erfolg ein solches Geschäft führen zu können. Heinse[1] schreibt über ihn an Gleim: „Er ist ein ganz unmündiger, schwacher Geselle, auf den man sich in keinem Stücke verlassen darf. Iris ist ein verhudeltes Werk ohne Plan.“ Gleim[2] hatte dies schon vorausgesehen. Gleich nachdem Heinse von Halberstadt fortgegangen war, schrieb ihm Gleim: „Weil aber Jacobi sich vorstellt, dass er mit der Iris allein fertig werden kann, und diese Vorstellung zu dem nicht unrechten Gedanken ihn verführt, dass er also den Vorteil auch allein haben könne — so wird aus der Iris — ein sehr hübsches Mädchen werden — aber es wird bald sterben.“

Fritz steuerte zwar aus seinem Privatvermögen noch bei, doch nahm er sich der Sache nicht genug an, um die Folgen zu verhindern, die aus der Nachlässigkeit seines Bruders entstehen mussten. Schon ehe der zweite Band erschien, wurde ein Nachdruck auf den Markt gebracht, woran die Leitung Jacobis allein die Schuld trug. Auf der Ostermesse von 1775 war von Buchhändlern aus Oesterreich, Schwaben, sogar aus Frankreich eine grosse Nachfrage nach der Iris gewesen, die aber von Jacobi nicht befriedigt werden konnte. Das veranlasste einen unternehmungslustigen Buchhändler, sofort mit einem Nachdrucke zu erscheinen. Trotzdem konnte Jacobi noch im März 1776 an seine Cousine[3] berichten, dass die Zahl der Leserinnen an die Tausend reiche. Doch auch hieraus wusste Jacobi nicht den rechten Nutzen zu ziehen.[4] Die Kollekteure schickten sehr oft das eingenommene Geld nicht ein, und Jacobi war zu sorglos und nach-

---

[1] Gl. u. H. II, 33; cf. auch II, 37, worin Heinse Jacobi entschuldigt.
[2] Gl. u. H. I, 166.
[3] Ungedruckte Briefe.
[4] Gl. u. H. II, 28.

lässig, sie zur Bezahlung anzuhalten. Ueberhaupt liess er sehr oft alle Arbeit unvollendet in Düsseldorf liegen, um seine Cousine in Celle, in die er sich verliebt hatte, zu besuchen. Bei solcher Leitung ist es zu verstehen, dass Fritz Jacobi bald müde wurde, das Geld nutzlos beizusteuern, und dass er seinem Bruder empfahl, die Iris einem Buchhändler anzubieten. Aber Kontrakte schliessen und an Bedingungen sich halten, war auch wenig nach Jacobis Sinn. Zuerst bot er die Iris Herrn Dieterich in Göttingen an, der aber nicht darauf eingehen wollte. Dann wandte er sich an Spener in Berlin. Jacobi schlug vor, Spener solle den Druck fortführen, wie er bisher geführt worden war. Die äussere Einrichtung wolle er ihm ganz überlassen, ihm dazu alle Abonnenten übergeben und jährlich 60 Druckbogen liefern. Dafür sollte ihm Spener ein Jahresgehalt von 300 Pistolen und zwanzig Freiexemplare geben. Zuerst schien Spener gern auf den Kontrakt eingehen zu wollen, so dass Jacobi mit dem Verlage aufhörte und Spener eine Liste der Abonnenten schickte, die sich noch auf 800 belief. Viele aber, die aus Freundschaft zu Jacobi abonniert hatten, traten nun zurück, und Spener wollte infolgedessen den Kontrakt geändert wissen. Jacobi willigte aber nicht ein, und der Druck geriet ins Stocken, obgleich Jacobi stets Manuskripte zu neuen Lieferungen schickte. Erst nach neun Monaten, im Juli 1776, erschien der fünfte Band. Aber dann verwickelten sich die Unterhandlungen mit Spener nur um so mehr, so dass Jacobi die ganze Sache dem Präsidenten von Clermont in Berlin zur Regelung überliess. Ob dieser ernste Schritte tat, ist nicht bekannt, doch scheint er Spener bestimmt zu haben, seinen Kontrakt mit Jacobi wenigstens auf ein Jahr innezuhalten. Spener liess vier Bände erscheinen und gab dann die Zeitschrift auf. Doch eilte er mit dem Drucke nicht. Mit dem ersten Bande hatte er neun Monate auf sich warten lassen. Im Dezember 1776 meldet Jacobi an Gleim, dass der sechste Band gedruckt werde, doch kam dieser mit dem siebenten Bande zugleich erst im September 1777 heraus, also fünfzehn Monate nach Erscheinen des fünften Bandes.

Der achte scheint bald darauf gefolgt zu sein, da Jacobi den Druck desselben schon im September 1777 ankündigte. Alle vier Bände sind noch aus dem Jahre 1776 datiert. Dass

bei diesen Verzögerungen sich die wenigen Abonnenten, die der Iris geblieben waren, nun auch noch zurückzogen, ist erklärlich. Jacobi wandte sich nunmehr Wieland und dem Merkur zu, da ihm sein Bruder seine Rechte an diesen abgetreten hatte.

KAP. III.

Charakteristik der Iris und der Beiträge Jacobis.

Was von Jacobi als Herausgeber einer Zeitschrift zu erwarten war, haben wir schon bei der Betrachtung seiner Schriften, soweit sie vor der Iris liegen, gesehen; was er wollte, setzte er in dem „Plane“ auseinander, der dem ersten Stück voranging. „Als ein Deutscher mit Deutschen zu reden, ohne die Nachbahren, deren Weisheit wir gebrauchen können, zu verachten; unsern Müttern und Töchtern, ohne sie von häuslichen Pflichten abzurufen, dasjenige mitzutheilen, was ich selbst oder durch meine Freunde nützliches oder unterhaltendes weiss; Empfindungen der Natur zu wecken, ohne der zur Mode gewordenen trägen Empfindsamkeit zu schmeicheln; nicht immer von Religion und Tugend zu sprechen; aber auch mich nicht zu schämen, ihre Rahmen dahin zu setzen, wo sie Kraft haben; das zarte Gefühl der Unschuld nicht zu beleidigen; jedoch vor den Spröden und Abergläubischen mich nicht zu fürchten: diesen Regeln werd' ich getreu nachgehen; sollt' ich auch ein Theil des zu hoffenden Beyfalls ihnen aufopfern.“ Dieser letzte Satz hört sich, betrachtet man die Regeln genauer, geradezu komisch an. Eine strenge Regel stellt er überhaupt nicht auf; bei jeder lässt er sich einen möglichst weiten Spielraum, um so möglichst allen gefallen zu können. Eine moralische Zeitschrift will er schreiben, wie man es den Engländern abgelernt hatte, doch mit selbständigen deutschen Aufsätzen, den deutschen Verhältnissen besonders angepasst, und nicht, wie noch 1772 in dem neuen Bremischen Magazin geschehen war, hauptsächlich Uebersetzungen aus englischen Zeitschriften bringen. Sollte er den Ausländern doch etwas entlehnen, so wird er es damit entschuldigen, dass es eine brauchbare Weisheit sei. Die Mütter und Töchter will er belehren und unter-

halten, dabei sich aber doch vor dem Vorwurf hüten, durch die Unterhaltung die Damen von den häuslichen Pflichten abzulenken. Diese Regel hatten sich die Herausgeber der meisten moralischen Wochenschriften gestellt, doch fürchtete Jacobi, der mehr als die anderen in seinen Abhandlungen unterhaltend war, diesen Einwand besonders, und er scheint gleich hier im Anfang sich dagegen schützen zu wollen.[1]

Was die dritte Regel ausspricht, hatte Jacobi schon seit seiner Winterreise erstrebt. Die träge erkünstelte Empfindung will er durch eine wahre Empfindung der Natur ersetzen. Um denen seiner Leser nicht zu missfallen, die, von der Bewegung der Zeit ergriffen, über Tugend und Religion sehr frei dachten, gelobt er, von diesen Begriffen nicht zu viel zu reden; den strenger Gesinnten aber verspricht er, sie da, wo sie „Kraft haben", anzuwenden.

Sinnlichkeit und Lüsternheit will er vermeiden, überhaupt auf die Gefühle seiner Leserinnen die zarteste Rücksicht nehmen, wo diese nicht durch Sprödigkeit oder Aberglaube verdorben sind. Jede Regel hat ihr Wenn oder Aber. So erleichterte es sich Jacobi, allen zu gefallen und dadurch die von ihm so gefürchtete Kritik fernzuhalten. Zum Schlusse fügt er noch dem Vorberichte die Bemerkung hinzu, dass er keine Kritik liefern und auf Angriffe nicht reagieren werde. „Uebrigens", sagte er, „ist Göttinn Iris eine friedliche Göttinn, dann und wann donnert es in den ihr gegenüberstehenden Wolken, sie aber scheint ruhig in den ihrigen und lacht herunter ins blühende Thal." So lautete der Plan, nach dem Jacobi seine Iris leiten wollte. Demnach war nur eine moralische Zeitschrift von der Art zu erwarten, wie sie in Deutschland seit dem Hamburger Patrioten mit jedem Jahre in grosser Anzahl entstanden waren. Schon diese hatten, angeregt von englischen Vorbildern, die gleichen Ziele verfolgt, die Jacobi hier vertrat. Auch sie hatten sich besonders die Aufgabe gesetzt, die Mütter und Töchter über Haushaltung und Er-

[1] Das Hann. Mag. v. 1774 (erschienen 1775) scheint indirekt Jacobi diesen Einwand zu machen, wenn es da in einer Anzeige einer neuen moral. Zeitschrift heisst: „Sie werde handeln von der minderen Einnahme und grösseren Ausgabe, welche von einer Haushaltung durch Gedichte, Romane, durch die Götterlehre und andere lit. Kenntnisse der Frau veranlasst werden."

ziehung zu belehren und diese Belehrung in unterhaltende Form zu kleiden. Bis in die 90er Jahre reichten die moralischen Wochenschriften, und mit wenigen Ausnahmen wurde jede folgende immer trivialer,[1] immer einförmiger und langweiliger als die vorhergehende. Alle hielten den Damen lange Predigten über Verschwendung und Geiz, über Nachlässigkeit in der Erziehung ihrer Kinder, über die Koketterie der jungen Mädchen, über Putzsucht, Affektation, steife gesellschaftliche Formen etc.

Auch gegen die Unduldsamkeit in der Religion versuchten manche der Zeitschriften vorzugehen und so zur Aufklärung des Volkes beizutragen. Doch legten sie, um grossen Erfolg zu haben, entweder zu viel Wert auf die unterhaltende Einkleidung, so dass sie nur der Unterhaltung wegen gelesen und in ihrer Moral wenig berücksichtigt wurden, oder sie lieferten langweilige Gefühlsduseleien, die keinen Eindruck machten. Den Nutzen, den die moralischen Zeitschriften bringen sollten, hatten sie, soweit es ihnen überhaupt gelingen konnte, vor Jacobis Iris erreicht. Sie hatten die Literatur wieder volkstümlicher gemacht und wirklich ideale Fragen und Anliegen im Volke neu belebt.[2]

Aber diese ganze Richtung überlebte sich bald, und die moralischen Zeitschriften führten fast ohne Ausnahme ein sehr kurzes Dasein. Es lebte kaum eine über zwei Jahre, wenn sie auch noch so gute Aufnahme gefunden hatte. Auch Jacobis Iris machte davon keine Ausnahme. Man darf ihren Wert am allerwenigsten darin suchen, dass Jacobi zu den vorhandenen moralischen Zeitschriften eine neue hinzufügte. Sie fand zunächst nur wegen der Beliebtheit ihres Herausgebers beim Publikum Anklang und erwarb sich dann allerdings noch Freunde durch die reiche Zugabe an Lyrik und durch die Beiträge moderneren Stils von seiten der Mitarbeiter. Da aber hauptsächlich Jacobi der Iris den Charakter einer moralischen Zeitschrift aufprägte, sind seine Beiträge zuerst zu beleuchten.

---

[1] Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert. II, S. 447.

[2] Siehe Hettner. III, 387 ff.

Jacobis Beiträge.

Zu den Aufsätzen Jacobis in der Iris, die ihrem Charakter nach eng verwandt sind mit den Belehrungen, wie sie durchschnittlich die moralischen Zeitschriften boten, gehören vor allem die, die den Damen Ratschläge erteilen über ihren häuslichen und gesellschaftlichen Verkehr und über eine verständigere Leitung der Erziehung ihrer Töchter. Praktische Anweisungen über den Haushalt, wie viele Wochenschriften sie gebracht hatten, erteilte er nicht. Sie gaben seiner Phantasie zu wenig Spielraum, auch war er selbst zu unpraktisch, solche Lehren zu erteilen. Die Aufsätze, die er lieferte, sind demnach mehr lyrische Ergüsse, in denen die Form ihm von grösserem Wert ist als die Lehren, die er seinen Leserinnen geben will. Er unterhält darin mehr, als er lehrt, indem er entweder dem ganzen Aufsatz die Gestalt einer Anekdote gibt und nur eine kurze Moral anhängt oder den Aufsatz so mit Beispielen und Erzählungen ausschmückt, dass die Lehre selbst dabei recht kurz wegkommt. Nur zwei der Aufsätze sind hiervon auszunehmen, die von der Reinlichkeit und von der Ordnung.[1] In diesen geht er direkt auf sein Thema ein. In einem vertraulichen Gespräch mit seinen Leserinnen erteilt er seine Lehre, ohne erst lange die geschichtliche Entwickelung seines Themas zu besprechen oder zu viele Beispiele einzuflechten, wie er sonst zu tun pflegte.

Der Ton ist dabei sehr vertraulich und wohlwollend und die Sprache leicht und graziös. Diese Abhandlungen fanden mehr Beifall als die mehr ausgeschmückten; sie wurden 1777 wieder gedruckt und von Jacobi in die Sammlung seiner Werke aufgenommen. Alle anderen Aufsätze hatten weniger praktischen Wert. Ein einziger, „Vom Tanzen", zielt auf einen wirklich greifbaren Uebelstand, den Jacobi zu bessern bestrebt ist. Die übrigen reden mehr über abstrakte Ideale, die er seinen Leserinnen anempfiehlt; so die Aufsätze vom Erhabenen, von der Schamhaftigkeit und von der Empfindsamkeit. Wie alle bisherigen Schreiber der Wochenschriften will auch er zeigen, wie durch

[1] I. IV, 133—142.
I. IV, 327—334.

die zu grosse Verfeinerung der Gesellschaft die Ideale verzerrt worden seien und wie dabei ihr früherer und besserer natürlicher Zustand verloren gegangen sei. Hat er vor den üblichen moralischen Aufsätzen etwas voraus, so ist es seine Gewandtheit, viele Beispiele aus der Geschichte und Literatur zur Ergänzung anzuführen und sie durch seine Phantasie interessant zu gestalten. Sein Beitrag vom Erhabenen ist fast nur eine Sammlung von solchen Beispielen, einer Definition vom Erhabenen angepasst, die der Abhandlung vorangeht. Hierin hatte er zwar ein recht zeitgemässes Thema berührt; denn man begann aus Ueberdruss an der Anakreontik und von der Genieseucht angesteckt, sich künstlich zu erhabenen und kräftigen Reden zu erziehen. Doch ist gerade dieser Aufsatz so schwach, dass er wenig Eindruck machen konnte. Ein wahrhaft ernstes Wort gegen einen Uebelstand wendet er nur dann an, wenn er gegen die Unnatürlichkeit der affektierten Gesellschaft eifern kann, denn daran nahm keiner Anstoss, da schon fast ein halbes Jahrhundert lang dagegen gepredigt worden war. Sonst ist Jacobi nicht nur sehr vorsichtig, seine Leserinnen nicht durch harte Worte zu beleidigen (harte Worte konnte er überhaupt nicht schreiben), sondern er sieht sich auch vor, dem einen nicht mehr als dem anderen zu schmeicheln. Hierfür ist der Aufsatz von der Schamhaftigkeit ein interessantes Beispiel. Zuerst werden auf Grund eines Gleichnisses aus Catull der Stand der Jungfrauen und deren Tugenden gepriesen. Um aber dabei die verheirateten Frauen nicht zu vernachlässigen, findet Jacobi im Catull auch ein Gleichnis, diesen ein Lob zu zollen, worin aber der Jungfrauenstand wieder schlecht behandelt wird. Um diesen Schaden wieder zu verbessern, schliesst er den Aufsatz mit einem ausführlichen Lob der Tugend und Enthaltsamkeit der Jungfrauen.

Diesen Aufsätzen am nächsten verwandt sind ein paar Beschreibungen[1] einiger Kupferstiche und Gemälde, die Jacobi benützt, um gegen die Gesellschaftsformen zu predigen. Einmal beschreibt er das Bild eines unschuldigen Mädchens, das sich noch ganz in ihrer natürlichen Unbefangenheit zeigt, und knüpft daran eine Betrachtung an, wie traurig ihr Los sich gestalten

[1] I. VI. 281—3 und IV. 42—43 und VI. 399—403.

wird, wenn sie sich nun putzen und zieren muss, um in die Gesellschaft einzutreten.

Ein anderes Mal schlägt er bei Betrachtung eines Gemäldes von den zehn Jungfrauen einen neuen Entwurf vor, wo nicht die Lampen, sondern die Augen die Gesinnungen verraten sollen, wo die fünf törichten Jungfrauen den zerstreuten, eitlen, überempfindlichen Ausdruck der Damen der damaligen Gesellschaft bekommen sollen. So suchte er bei jeder Gelegenheit seine Predigten anzubringen. Jedem Bande, mit Ausnahme des siebenten, wurde eine Anekdote eingereiht. Auch das hatten einige der moralischen Zeitschriften getan, doch in viel längerer Form und in langweiligerem Stile als Jacobi, der hierin sich mehr dem Merkur anschloss. Die Anekdoten der Iris unterscheiden sich von denjenigen des Merkur aber dadurch, dass diese wirkliche Episoden aus dem Leben berühmter Männer erzählten, Jacobi aber nur beabsichtigte, seinen Lehren eine neue, interessante Einkleidung zu geben.

Mit den bisher besprochenen Beiträgen hatte der Herausgeber zur sittlichen Bildung seiner Leserinnen beitragen wollen. Eine andere Art von Aufsätzen, wie sie auch schon den moralischen Zeitschriften eigen war, sollte dem sachlichen Unterricht dienen. „Der Gesellige“ hatte z. B. 1748 Gespräche über das Hirtengedicht gebracht und kurz vor der Iris „Der Eremit“ einen Aufsatz über die Entstehung der Sprache etc. Jacobi schrieb eine Fülle von solchen Aufsätzen, wozu er wohl von dem Merkur die Anregung bekommen hatte. Seine Abhandlungen unterscheiden sich aber von denen im Merkur dadurch, dass in ihnen nicht wie im Merkur das Sachliche auch wirklich wissenschaftlich dargestellt wird; seine Aufsätze sind eigentlich nur empfindsame Betrachtungen in leichtem, einfachem Stile, in die er bei jeder Gelegenheit die Lehren der rein moralischen Aufsätze mit einfliessen lässt. Neben zwei Abhandlungen über die Götterlehre schreibt er eine ganze Reihe von Aufsätzen über verschiedene Stücke der Poetik: über die Elegie, über das Schäfergedicht, über das Briefschreiben, von der poetischen Wahrheit, von der figürlichen Schreibart und vom Singen. Alle leitet er ein, indem er mehr unterhaltend als belehrend die geschichtliche Entwickelung des Gegenstandes vorträgt und sie möglichst mit Phantasie aus-

schmückt, um Gelegenheit zu haben, den früheren natürlichen, kunstlosen Zustand zu verherrlichen und andererseits wieder zu zeigen, wie er durch Zutun des Künstlichen an Schönheit stets verloren habe. Also im Grunde genommen sind auch diese Abhandlungen nur Predigten gegen den übertriebenen Putz und die Ziererei der Gesellschaft. Da der Stoff dazu Anlass bietet, so ist die Sprache in diesen Aufsätzen noch weicher und sentimentaler als in den rein moralischen, und die Beispiele sind häufig aus der anakreontischen Literatur geschöpft. Eine kurze Analyse des Aufsatzes über das Briefschreiben soll uns mit der Technik der Ausführung dieser Abhandlungen, die bei allen gleich ist, bekannt machen. Nach Analogie der Beschreibung des Entstehens der Schiffahrt in Gessners „erstem Schiffer" wird die Entstehung des Briefschreibens vorgeführt: Von den Engeln sei es eingeführt worden, um zwischen Verliebten zu vermitteln. Mit der Zeit seien allerlei Veränderungen eingetreten, bis zur Zeit der Minnesänger der Höhepunkt erreicht worden sei, wo ohne jegliche Verstellung „nach dem Herzen" gesprochen wurde und die Mädchen allein durch Natur gefallen wollten. Dann aber habe Putz, übertriebene Empfindsamkeit und Unwissenheit den ganzen Glanz geraubt, bis durch Opitz, Hagedorn und Gleim wieder ein heller Schein in die Kunst der Korrespondenz gebracht worden sei. Zum Schluss werden noch einige Regeln über das Briefschreiben aufgestellt. Also nur eine Predigt gegen Putz und übertriebene Empfindsamkeit in einer neuen Einkleidung.

Den Merkur auch in anderen Dingen nachzuahmen, konnte Jacobi nicht gelingen. Eine Kritik der neuen Erscheinungen in der Literatur z. B. wagte er nicht durchzuführen. Zwar fasste er hierzu anfangs einen Plan, übergab aber Heinse die Ausführung desselben. Gleich im ersten Bande erschien ein Aufsatz, betitelt: „Zur Damenbibliothek". Hierin beschreibt Heinse in breiter Ausführung die Art Bücher, die er am liebsten seinen Leserinnen anempfehlen würde: echte Empfindung, aus der Natur geschöpft, müssten sie enthalten, wie Homer und Ossian. Leider kämen unter den neueren Büchern aber nur Goethes Leiden des jungen Werther dieser Forderung nach. Erst im vierten Band erschien eine Fortsetzung des Artikels, die aber die Aufhebung des Planes anzeigt und diese damit motiviert, dass für die Leserinnen über-

haupt kein Buch ganz und gar geeignet sei. Dort wird versprochen, aus den am besten geeigneten Büchern kurze Auszüge vorzulegen.

Das hatte nun auch für Jacobi keine Gefahr, und er unternahm es deswegen, selbst den Artikel fortzusetzen. Als erstes Buch empfiehlt er seinen Leserinnen dringend Mösers patriotische Phantasien,[1] deren zweiter Teil eben erschienen war. Kein anderes Buch hätte auch Jacobis Aufmerksamkeit so auf sich lenken können wie dieses, worin er zum grossen Teil dieselben Lehren, die er in seinen Aufsätzen vortrug, mit einer Frische dem Volke dargebracht fand, wie er sie selbst nicht erreicht hat. Bezeichnend für Jacobi ist, dass er das Werk nur als eins der besten sittlich bildenden Bücher anpreist und den noch bedeutenderen Teil, den polititschen Hintergrund, ganz unberücksichtigt lässt, ja, seinen Leserinnen das Buch trotz der „trockenen Politik" anrät. Im nächsten Bande gibt er den Leserinnen nur einen Auszug eines Aufsatzes aus dem Hannoverschen Magazin, betitelt: „Wie die Alten den Tod gebildet",[2] zusammen mit einer kurzen Wiedergabe der gleichbetitelten Abhandlung von Lessing. Eine Kritik fügt er nicht hinzu; auch scheint er nicht gewusst zu haben, dass Herder der Verfasser des ersten Aufsatzes war. Im letzten Bande führt er noch Gottfried Schützes Lobschrift auf die Weiber der alten deutschen und nordischen Völker an.[3] Hier schreibt er wörtlich die Renzension der Schrift aus dem Merkur ab und gibt, wohl nur zur Unterhaltung seiner Leserinnen, eine Uebersetzung der Geschichten, die Schütze in lateinischer Sprache als Beispiele angeführt hatte. Noch zum letzten Bande lieferte Jacobi einen Aufsatz über Kritiker und Kunstrichter,[4] worin er beabsichtigte, Zeitschriften zu empfehlen, in denen die neuen Bücher am besten besprochen seien. Doch auch das getraute er sich nicht. Erst ganz am Ende macht er die matte Bemerkung, dass nicht nach der Zeitschrift, sondern nach der Person des Verfassers der Wert der Kritik zu bemessen sei.

---

[1] I. VI.[3], 463—473.
[2] I. VII.[3], 703—722.
[3] I. VIII.[2], 839—883.
[4] I. VIII.[2], 831—836.

Nach dem Vorbilde des Merkur wollte Jacobi einem jeden Bande auch einen Artikel über Politik beigeben, worin die wichtigsten Weltereignisse des verflossenen Vierteljahrs erzählt werden sollten. Auch diesen übergab er einer fremden Hand, weil er nach seinen eigenen Worten[1] in der Politik nicht erfahren genug war. Doch liegt die Vermutung nahe, dass er hierzu den Mut nicht hatte, obgleich der Artikel nur erzählend, nicht kritisierend gestaltet werden sollte. Nach der Sprache und Behandlung des Themas besonders in dem ersten Beitrag zu Ende des ersten Bandes zu urteilen, sind diese politischen Aufsätze von Heinse geschrieben worden, obgleich der Verfasser sich mit einem „U“ unterzeichnet, was Heinse sonst bei keinem seiner Beiträge tut. Der Verfasser sagt jedoch in diesem Stück, dass er seine ganze Zeit der Zeitschrift widme und darum kann unter allen Mitarbeitern neben Jacobi eben nur Heinse in Frage kommen. Der Artikel wird zum Ende des vierten Bandes in der Art wie die Artikel gleichen Titels im Merkur ausgeführt, nur mit weniger Gründlichkeit. Von jedem Bande werden kurz die neuesten Ereignisse erzählt, nur Deutschland wird mit einem kurzen Lob auf den König von Preussen und dessen Hof übergangen. Dass die Fortsetzung des Artikels mit dem vierten Bande plötzlich aufhört, ist auch ein Beweis, dass ihn höchstwahrscheinlich Heinse geschrieben hat. Heinse gab nämlich mit dem vierten Band die Leitung der Redaktion auf und lieferte nur nach seinem Belieben noch Beiträge. Demnach hätte Jacobi selbst die Fortetzung des Artikels übernehmen müssen. Er liess jedoch den Artikel lieber gänzlich fallen und kündigte am Ende des vierten Bandes an, dass sich in die Artikel ohne sein Wissen und Wollen einige Stellen eingeschlichen hätten, die teils bei Hofe Verdacht erregt, teils infolge von Missdeutung ihm Unannehmlichkeiten bereitet hätten. Um das fernerhin zu vermeiden, wolle er den Artikel lieber ganz fallen lassen. Die Briefe erzählen von diesen Unannehmlichkeiten nichts; auch lässt es sich kaum erklären, wie an diesen harmlosen Erzählungen hätte Anstoss genommen werden können. Aber Jacobi war eben keine Kampfesnatur, und schon die leiseste Andeutung von irgend einer Seite oder die blosse

[1] I. IV.[3], 269.

Befürchtung, dass manches falsch aufgefasst werden und Anlass zu Missfallen geben könne, mag genügt haben, ihm die Weiterführung dieser von Heinse begonnenen Artikel zu verleiden. Komisch nimmt sich bei dieser seiner Mutlosigkeit das stolze Wort aus, das er der oben erwähnten Nachricht anfügt: „Billigte ich gedachte Stellen, oder den Sinn, den man ihnen beigelegt, so wäre niemand in der Welt vermögend, mich zu zwingen, dass ich anders redete.“ Um ganz sicher zu sein, redete er aber lieber gar nicht. So hat also alles, was Jacobi an Prosa für seine Zeitschrift lieferte, ganz und gar den Charakter der Aufsätze der moralischen Wochenschriften, da er weder die Kraft, noch den Mut hatte, die Neuerungen, die anderswo in der Journalistik schon festen Fuss gefasst hatten, in der Iris einzuführen.

Andere Themata, als in den moralischen Zeitschriften zu finden waren, hat Jacobi nicht berührt, ausser etwa in den Aufsätzen vom Erhabenen und von der Empfindsamkeit. Der erstere besonders sucht eine recht zeitgemässe Krankheit zu heilen, aber in so zaghaftem Tone, dass er wohl wenig genützt haben wird. Also kann man auf dem Gebiete der Prosa nicht sagen, dass Jacobi in seiner Zeitschrift Neues gebracht oder auch nur eine alte Richtung zeitgemäss umgestaltet habe. Als er später seine Werke sammelte, nahm er von allen Aufsätzen nur die von der Reinlichkeit und der Schamhaftigkeit als für jede Zeit passend auf. In der Vorrede zu dem Bande der Sammlung, in dem diese Aufsätze wieder erschienen, bespricht er die Iris und meint, die anderen Aufsätze seien zwar, als die Iris erschien, zeitgemäss gewesen, seien aber jetzt (1809) veraltet. Zeitgemäss seien namentlich gewesen der Aufsatz über das Erhabene und die, die sich gegen die Geniesucht gewendet hätten. Von Georg Jacobi war aber in der Iris nichts gegen diese letztere Richtung erschienen, nur von seinem Bruder war in Allwills Briefsammlung dies Thema angeschlagen worden. Jacobi dachte, als er dies schrieb, wohl an seine Romanze „Der neue Simson“, die aber nicht in der Iris, sondern im Merkur erschienen war. Also gibt, ohne es zu wollen, Jacobi in dieser Vorrede selbst zu, etwas wirklich Neues unter seinen Aufsätzen nicht geliefert zu haben.

In einem anderen Teil des Planes, den Jacobi dem Merkur entnahm, war er weit erfolgreicher, nämlich in dem der lyrischen

Beiträge. Jacobi war mehr Dichter als Journalist, auch seine Aufsätze sind zum grossen Teil lyrische Ergüsse. Deshalb war ihm dieser Teil seiner Zeitschrift besonders teuer und wurde von ihm am meisten gepflegt. Hierin unterscheidet sich die Iris bedeutend von den anderen moralischen Zeitschriften.

In einigen derselben sind auch Gedichte zu finden; doch sind sie nur hier und da eingestreut, ohne zum Plan der Zeitschrift zu gehören, und zum allergrössten Teil didaktischen Inhalts, vorwiegend in der Form der Fabel. Jacobi wusste, dass er bei seinen Leserinnen mit diesen Zugaben grossen Beifall finden werde, war er doch seiner Lieder wegen am meisten beliebt. Unter den Damen hatten auch Musenalmanache, die nebem dem Merkur Jacobi die Anregung zu diesem Teile seines Planes gegeben hatten, die beste Aufnahme gefunden.

Der grösste Nutzen, den die Gründung der Zeitschrift Jacobi brachte, besteht darin, dass sie ihn dem Einfluss Gleims entzog und ihn in nähere Verbindung mit anders veranlagten Geistern brachte, durch die seine Talente auf bessere Bahnen gelenkt wurden. So unmittelbaren Einfluss, wie Gleim und Klotz ausgeübt hatten, erlangte freilich keiner wieder auf ihn. Durch die Bekanntschaft mit Goethe gewann Jacobi zwar manches zugunsten seiner Lyrik, doch lassen sich darüber nur allgemeine Behauptungen aufstellen, da die Einflüsse keine bewusst übernommenen Reformen bedeuten, sondern nur unwillkürliche, allmähliche Einwirkungen des einen auf den anderen darstellen. Wie schon gezeigt, liess Jacobi sich leicht leiten, und Gleim war es auch gelungen, eine starke Veränderung seiner Dichtungsart zu verursachen, dazu hatte er, wie auch Klotz, sich ganz Jacobi gewidmet und persönlich Tag für Tag auf ihn eingewirkt. Zu einem solchen Umgange war Jacobi aber wahrhaft grossen Männern, wie Goethe, ein zu weicher, unschlüssiger Charakter. Wir haben überhaupt kein Zeugnis darüber, dass Goethe sich seiner besonders annahm, im Gegenteil scheint er, wie später gezeigt werden wird, sich ihm gegenüber auch in der Zeit leidlichen Einvernehmens kühl verhalten zu haben, wenn er sich auch später für die Iris und für Jacobis Stil interessierte. Sich von dem Genie Goethes ergreifen zu lassen, sich aufzuraffen und von ihm zu lernen, dazu fehlte es Jacobi an Energie. Auch war er

trotz seiner Weichlichkeit zu stolz, seine Schwäche genügend einzusehen. Trotzdem zeugt aber der grosse Aufschwung in seiner Poesie gerade zu dieser Zeit davon, dass seine neuen Bekanntschaften nicht unbedeutend auf ihn eingewirkt haben müssen. Hatte er die Tändelei, das Amorettenspiel und das Uebermass der Mythologie schon, durch die Kritik beeinflusst, trotz Gleim fallen lassen, so hemmte immer noch das Erkünstelte und Uebertriebene seiner Empfindungen seinen Fortschritt; auch auf den Versbau hatte er noch wenig achten gelernt. Hierin machte er nun schnelle Fortschritte. Schon die Gedichte im ersten Bande der Iris zeigen das. Die ersten beiden[1] sind noch ganz mit der alten Nachlässigkeit geschrieben. Die Länge der Verse wechselt nach Belieben, und der Reim wird so oft oder so selten wiederholt, wie es Jacobi gerade einfällt. Im dritten[2] ist der Reim auch noch sehr unregelmässig gesetzt, im Versbau aber zeigt sich schon ein Versuch, den Viertakter anzuwenden. Das letzte Gedicht ist in Versbau und Reimstellung ganz regelmässig, ist aber eine Nachahmung eines französischen Liedes. Die Sprache ist in allen noch sehr anakreontisch gefärbt, und von Eigenem, Persönlichem ist noch nichts zu spüren.

Das wertvolle Vorbild, das Goethe in seiner Lyrik darbot, wirkte wahrscheinlich so bedeutend auf Jacobi ein, dass er sich bestrebte, seiner Lyrik mehr Persönliches zu verleihen. Um die Wandlung vollständig zu machen, musste er aus seiner Schwärmerei herausgerissen werden und wahr empfinden lernen. Seine Zuneigung zu Maximiliane von Laroche hatte dies nicht in ihm zu bewirken vermocht. Die Liebe[3] zu seiner Cousine Caroline in Celle aber erweckte in ihm eine Leidenschaft, aus der manche Produkte echtester Lyrik entsprungen sind.

Auf seinen vielen Reisen von Halberstadt nach Düsseldorf kehrte Jacobi fast regelmässig auf längere Zeit bei seinem Oheim in Celle ein. Caroline, dessen jüngste Tochter, um 17 Jahre jünger als Jacobi, eine schöne Erscheinung, gut gebildet, jedoch

---

[1] I. I.[e], 79 und I[2], 77.

[2] I. I.[2], 79.

[3] Das Verhältnis zu seiner Cousine, wie es hier dargestellt wird, ist hauptsächlich auf Grund von Briefen geschildert, die Jacobi an sie geschrieben hat und die sich im Besitz von Fritz Jacobi in Aachen befinden.

ein echtes Kind ihrer Zeit und für die sentimentale Dichtung Jacobis sehr empfänglich, dabei aber einfach und bescheiden, musste Jacobi anziehen. Um ihretwillen liess er oft die dringendsten Geschäfte, die seiner als Leiter der Iris harrten, unvollendet in Düsseldorf liegen und eilte nach Celle. Caroline war auch bald von ihm zur Gegenliebe gewonnen, doch trat ihr Vater jedem Gedanken an eine Verbindung streng entgegen. Jacobi, ein Mann schon in den Dreissigern, aber noch immer ohne feste Lebensstellung, schien ihm keine geeignete Partie für seine Tochter zu sein. Er wollte nur in eine Verbindung einwilligen, wenn der Werber ein Einkommen von 800 Talern jährlich nachweisen könne. Jacobi hoffte dies durch die Iris zu erlangen und verzichtete daher nicht auf Caroline. Im Dezember 1775 verlobte er sich mit ihr im geheimen, ohne dass Gleim und Fritz Jacobi das geringste davon erfuhren. Als er aber die Zeitschrift an Spener verkaufen musste und die Abnahme der Abonnenten, sowie die Zwistigkeiten mit Spener der Zeitschrift ein baldiges Ende zu bereiten drohten, musste er sich doch an Gleim wenden, den er in der äussersten Not stets um Rat anging. In einem langen Brief vom Januar 1776, in dem er sein ganzes unglückliches und verfehltes Leben vorführt, zeigt er, dass eine glückliche Heirat für ihn die einzige Hoffnung auf Genesung sei. Er schildert ihm Caroline, die heimliche Verlobung und den Widerstand des Vaters und bittet ihn dann, ihm durch den Minister eine Stelle als Professor der neuen Literatur in Halle zu verschaffen, da dort eine noch nicht besetzt sei. Im Hinblick auf seine frühere Beliebtheit als Professor und seine jetzige Popularität glaubte er für eine solche Stelle der rechte Mann zu sein. Bis zum Dezember 1776 hoffte Jacobi auf diese Stelle und schlug deswegen alle anderen Anerbieten aus. Unterdessen hatte er aber alle Hoffnung, Caroline zu gewinnen, aufgeben müssen. Als er sah, dass Gleim nicht helfen konnte, wandte er sich an Carolines Bruder. Dieser war Jacobi wohl gesinnt und half ihm, Caroline durch Einkauf bei einer Witwenkasse einen Jahresgehalt zu verschaffen. Auch legte er bei seinem Vater Fürsprache ein, doch wollte dieser von seiner Bedingung nicht abgehen. Im Mai 1776 wurde Jacobi aller Verkehr im Hause des Oheims verboten; erst wenn er die verlangte Jahreseinnahme nachweisen

könne, sollte er wiederkommen. Freilich besuchte er heimlich trotzdem dann und wann Celle. Als er aber nach Ablauf eines ganzen Jahres noch keine Aussicht auf eine Anstellung hatte, gab er endlich alle Ansprüche an seine Braut auf. Diese Enttäuschung drückte ihn lange nieder. Noch im November 1782 schrieb er an Gleim: „Sehr, sehr viel ist mir abgestorben, das zur Freude meines Lebens gehörte. Eins nach dem andern ging dahin, wie die Veilchen, die Rosen, der Bach und die Laube. Das Mädchen tat mir am wehsten!“

Dieses Liebesverhältnis mit seiner Cousine Caroline ist das Thema und der Anlass zu den meisten seiner Gedichte in der Iris. Die Leidenschaft, die in Jacobi entfacht wurde, war stark genug, ihn zu einem Schaffen aus innerem Drang zu begeistern. Endlich konnte er sein Talent dazu gebrauchen, das zu besingen, was er wirklich empfand und erlebte. Ganz aber, wie Goethe, in einer Situation aufzugehen, ist ihm dennoch nie gelungen. Dazu liebte er die zierliche Ausschmückung seiner Lieder zu sehr und war in der Vorschule, die ihn gelehrt hatte Reflexionen an die Stelle von Gefühlen zu setzen, zu alt geworden. Auch ist in seinen Liedern meist sehr wenig Handlung, sie enthalten grösstenteils Schilderungen und Betrachtungen. Die ersten Lieder namentlich zeigen mehr Schmuck als Erlebtes. So sind allein sechs von den sieben Strophen des ersten Liedes[1] an Caroline Einleitung, worin er die Göttin der Treue beschreibt; erst die letzte enthält die Anwendung auf seine Geliebte und auf ihn. Sobald er sich in seinem Lieblingsthema, Schilderung des Natürlichen und Einfachen, ergehen kann, da wird dieser Teil im Verhältnis zum wirklichen Thema viel zu lang. Wo er aber seine Lieder mehr erzählend gestaltet, da schreitet die Handlung wohl auch einmal lebhafter fort, und es ist dann auch die Pointe besser gewählt. Viel Gedichte sind es freilich nicht, wo ihm das gelingt. Gut ist in dieser Hinsicht z. B. das Lied:

„Wenn die Götter ins Gebüsch
Noch zu Hirten kämen, —“.[2]

---

[1] I. I.[2], 150—153.

[2] I. IV.[3], 245.

Das beste dieser Lieder ist aber das, womit er seine heimliche Verlobung feierte, „Der erste Kuss“.[1]

„Leiser nannt' ich deinen Nahmen;
Und mein Auge warb um dich:
Liebe Chloe! näher kamen
Unser beyden Herzen sich.

Und Du nanntest meinen Nahmen;
Hoffen liess dein Auge mich:
Liebe Chloe! näher kamen
Unser beyden Lippen sich.

O, es war ein süsses Neigen;
Bis wir endlich Mund an Mund,
Fest uns hielten, ohne Zeugen: —
Und geschlossen war der Bund!“

Es ist eins der graziösesten Gedichte Jacobis, das einen ganz besonders guten Aufbau der Handlung aufweist. Dies Lied ist der Höhepunkt, den Jacobi in dieser Richtung erreicht hat. Eine schnelle Fortbewegung der Handlung, wie wir sie bei Goethe finden, ist ihm nie gelungen.

Der Hauptreiz aber der Lieder Jacobis liegt in der zarten Anpassung der Landschaftsstimmung an die jeweilig zum Ausdruck gelangende Gemütsstimmung. Diese Kunst hatte sich schon früh bei ihm entwickelt. Bei Bearbeitung seiner Winterreise hatte er hierin viel von Sterne gelernt und durch eine Uebertragung dieser Darstellungsart auf seine Jugendgedichte diesen dadurch ihren Hauptwert verliehen. In seinen Liedern an Caroline kommt er in dieser Hinsicht Goethe sehr nahe und wird von diesem wohl manche Anregung empfangen haben, obgleich direkte Anlehnungen nicht zu finden sind. Die Aehnlichkeit in dieser Richtung war es wohl auch, die Goethe veranlasste, eines der schönsten Lieder Jacobis

„Wie Feld und Au'
So blinkend im Thau!“

als ein eigenes anzusehen. Fast in jedem Liede an Caroline, mit Ausnahme der wenigen, in denen er vorwiegend erzählend

---

[1] I. V.[1], 76.

vorgeht, wendet Jacobi diese Stimmungsmalerei an. Am glücklichsten gelang sie ihm in dem allerletzten Liede in der Iris,[1]

„Komm, Liebchen! es neigen
Die Wälder sich dir;
Und alles mit Schweigen
Erwartet dich hier." — — —

Die letzten beiden Strophen:

„Da rauscht es! da wanken
Auf jeglichem Baum
Die Aeste; da schwanken,
Die Vögel im Traum.

Dies Wanken, dies Zittern
Der Blätter im Teich — —
O Liebe! dein Wittern!
O Liebe! dein Reich!"

erinnern an Goethes Mailied, das auch in der Iris erschien.

Im Versbau ist der Fortschritt am grössten. Die Unregelmässigkeit und Nachlässigkeit fällt fast gänzlich weg. Die meisten Lieder sind strophisch von strengem und einfachem Bau. Zwei Drittel der Lieder ungefähr sind viertaktig, die anderen dreitaktig. Die zierliche, fliessende Sprache Jacobis und diese einfachen Verse machen die Lieder leicht singbar. Auch sind etliche[2] davon in der Iris bereits mit einer Melodie von Kapellmeister Reichardt abgedruckt. Hatte auch Wieland Jacobi bei der Rezension seiner Kantaten ermahnt, seine Lieder singbarer zu machen, so lässt sich doch annehmen, dass Jacobi das meiste auch hier von Goethe gelernt hat, da eben zu dieser Zeit, wo er sich Goethe mehr näherte, die Entwickelung sich in ihm so schnell vollzog.

Sobald Jacobi aber ein unstrophisches Gedicht schrieb, schien er wieder alle Regeln ausser acht zu lassen, sowohl was Versbau, als auch was die Stellung des Reimes anbetrifft. Unter den Liedern an Caroline sind von Jacobi in der Iris auch noch eine kleine Anzahl Gelegenheitslieder, zierliche Produkte seiner Phantasie und Grazie, zu finden. Wie bei ihm zu erwarten, ist die Gelegenheit meist ein ziemlich unbedeutendes, sogar zufälliges

[1] I. VIII.[3], 960—1.
[2] I. VI.[2], 200 ff.

Vorkommnis, bei dem er sein Talent, im kleinen zierlich zu sein, am besten anwenden konnte. So ist das Hochzeitslied[1] ein heiterer, einfacher Gesang ohne die geringste Spur von störender Empfindsamkeit oder Künstelei. Besonders gut gelang ihm auch die zarte, elegische, langsam dahinschreitende Litanei auf das Fest aller Seelen.[2] Beide, das Hochzeitslied und die Litanei, sind Produkte des völlig umgewandelten Dichters, in denen der Schüler Gleims nicht mehr zu erkennen ist. Auch die anderen Lieder dieser Art zeigen, wie gehaltreich seine Phantasie bei kleinen, unbedeutenden Anregungen war. Hierfür ist besonders interessant die Antwort, die er einer Dame schickte, als sie ein Lied von ihm auf ihr Geschlecht verlangte.[3]

„So klein es in die Augen fällt,
Ein jedes Sternchen eine Welt?
Ein Himmel, gross genug, uns allesammt zu fassen?
Und ich soll, wie ein Engel schön,
Von Sternen einst zu Sternen gehn,
Und alles, alles da besehn;
Und überall mich sehen lassen?"

Eines der wenigen Lieder Jacobis, die mit dem Zierlichen auch etwas Witz verbinden.

Endlich erschienen im sechsten Bande drei Romanzen[4] von Jacobi. Auch diese zeugen von einem entschiedenen Fortschritt. Von dem Einfluss des Gongora, den er früher unter Gleims Leitung nachzuahmen versucht hatte, ist hier nichts mehr zu finden. Ueberhaupt ist das Burleske, das in Gleims Romanzen besonders hervortrat, nicht angewandt. Auch das überwiegend lyrische Element und die Empfindsamkeit, die sich noch in einer Romanze von 1773 „Der neue Pygmalion" finden, sind hier ganz dem schlichten, innigen Ton des Volksliedes gewichen. Der Einfluss von Bürgers Leonore ist hier deutlich zu erkennen, von ihr hat Jacobi auch mit kleinen, unbedeutenden Abweichnngen das Versmass entlehnt. Er verzichtete sogar darauf, eine Moral auszusprechen, und will man überhaupt eine darin finden, so ist

---

[1] L. VII.[3], 663—65.
[2] L. VII.[1], 293—96.
[3] L. IV.[3], 247.
[4] L. VI.[1], 318—359. [2], 354—359. [3], 403—440.

sie nur durch den Inhalt leise angedeutet. Allerlei Spuk und das Herzuziehen überirdischer Mächte ist mehr vermieden als bei Bürger. In den ersten beiden ist überhaupt keine Spur davon zu finden, und in der dritten lässt er überirdische Mächte nur insofern walten, als Engel einer unglücklichen Mutter im Traume erscheinen und ihr anzeigen, was aus ihren geraubten Kindern geworden ist. In dieser Romanze sind noch von besonderem Interesse einige Verse gegen Ende des Gedichtes,[1] die sehr an den Erlkönig erinnern und vermuten lassen, dass auch Jacobi die nordische Quelle kannte, deren sich Herder und Goethe bei ihrer Ballade bedienten. Diese Balladen sind entschieden die besten Erzeugnisse Jacobis in dieser Richtung. Dass er ihnen in seinen Sammlungen keinen Platz gab, ist uns kaum verständlich. Dass sie aber sonst nirgend erwähnt werden, hat seinen Grund wohl darin, dass sie durch die besseren Balladen Bürgers und Goethes, die auch dieser Zeit angehören, verdrängt wurden. Eine spätere Romanze, „Der neue Simson", die Jacobi in seine Gesamtwerke aufnahm, hat nicht so viel Volkstümliches und ist wieder ganz burlesk, aber interessant und deshalb nicht verloren gegangen, weil sie so treffend die Geniesucht geisselt.

Eine derartige Auswahl von Gedichten, wie sie Jacobi hier bot, lässt es wohl begreiflich erscheinen, dass auch Goethe aus seinen Schätzen zur Iris beisteuerte und seine Freunde zu Beiträgen anregte. Ehe aber diese Mitarbeiter zu behandeln sind, haben wir erst von denen zu reden, die den eigentlichen Kern der Zeitschrift, die moralischen Aufsätze, mit Jacobi ins Auge zu fassen gewillt waren.

---

[1] I. VI.[3], 436.

KAP. IV.

Die Mitarbeiter.

Heinse.

Jacobis Entschluss, Heinse zur Lieferung von moralischen Beiträgen zu erwählen, muss sonderbar erscheinen. Heinses Schreib- und Dichtungsart hatte mit der Jacobis auch nicht das geringste gemein. Sein Ton war nicht graziös und sanft wie der Jacobis, sondern häufig cynisch und unmoralisch und darum für Damen gar nicht geeignet. Er selbst schreibt darüber an Gleim:[1] „So sind mir nun 60 Bogen voll solcher Damengedanken ein unbegreifliches Werk, wovon ich kaum einen halben Bogen voll zu phantasieren mich erkühne; wenigstens über die Materie, die er (Jacobi) abzuhandeln versprochen hat.“ Wieland hatte Heinse in Erfurt als Studenten entdeckt, konnte ihn aber auch mit Hilfe Gleims und Fritz Jacobis nicht genügend unterstützen, und Heinse sah sich gezwungen, im Oktober 1771 mit dem Generalinspektor der dänischen Zahlenlotterie, Herrn von Lichtenstein, einem früheren Barbier aus Halle, der sein Talent zu allem möglichen missbrauchte, auf Reisen zu gehen. Mitte des Jahres 1772 sagte er sich endlich von diesem los und kam nach Halberstadt, wo ihm Gleim eine Hauslehrerstelle bei Herrn von Massow besorgt hatte. Als Heinse diese im Frühjahr des Jahres 1773 aufgeben musste, war er gänzlich auf Gleim angewiesen. Dieser widmete sich ihm ganz und nahm ihn sogar gegen die berechtigten Kritiken Wielands in Schutz, der die gute Form von Heinses Gedichten bewunderte und diesen veranlassen wollte, ihnen auch besseren Inhalt zu geben, und ihn wiederholt ersuchte, das Anstössige, Unflätige und Schlüpfrige aus seinen Liedern zu entfernen. Heinse war jedoch sehr stolz und fühlte

[1] Gl. u. H. I, 168.

sich durch Wielands Tadel verletzt. Er liess sich deshalb, irregeleitet durch Gleims Lobreden, gegen die guten Ratschläge Wielands einnehmen und wurde so lebenslänglich daran gehindert, seine Lyrik in bessere Bahnen zu leiten. Obgleich Heinses Originalprodukte nicht in den Rahmen der Iris passten, fand er doch unter seinen Lieblingsbeschäftigungen eine, mit der er hoffen konnte, seinen Leserinnen zu dienen. Schon immer hatte er sich für die italienische Dichtung interessiert und unter den Dichtern Italiens Ariost besonders gehuldigt. Ihm fühlte er sich am meisten verwandt in seinem Drange nach dem Natürlichen und der Freiheit der Sitten. Doch wollte er seine Leserinnen zuerst mit Tasso bekannt machen, da er fürchtete, wie er in der Einleitung zu dessen Lebensbeschreibung sagt,[1] „dass sie mit weniger Vergnügen ihn und seine Musen kennen lernen würden, wenn sie vorher die Syrenen des Ariosto hätten singen hören."

Heinse behauptet,[2] zu der Lebensbeschreibung Tassos als Quelle die Biographie des Ritters Manso,[3] eines Freundes von Tasso, benützt und diese aus den Gedichten und Briefen Tassos und seines Vaters ergänzt zu haben. Sonst war ihm nur noch die französische Lebensbeschreibung des Abbé Decharnes[4] bekannt, die eine freie Uebersetzung von Auszügen aus Manso ist, aber von Heinse als zu nachlässig übertragen bezeichnet wird.[5]

Das Mansosche Buch erhielt Heinse von Gleim; er gebrauchte es aber nur, um Decharnes zu kontrollieren und folgte im übrigen diesem. Er machte keine Auszüge aus Manso, die bei Decharnes nicht zu finden waren, mit der einzigen Ausnahme, dass er die Uebersetzung eines Sonetts[6] aus Manso hinzufügte, das Tasso in späteren Jahren gedichtet hatte zur Erinnerung an die Stunde, da er seinem Vater nach Rom folgen musste. Auch lässt er, wie Manso, Tasso mehrere Briefe von der Prinzessin empfangen, worin diese ihn nach Ferrara zurückzulocken versucht,[7]

---

[1] I. I.[1], 36.
[2] I. I.[2], 40.
[3] Vita di Torquato Tasso, Neapel 1619.
[4] La vie du Tasse, Paris 1690.
[5] Gl. u. H. I, 190.
[6] I. I.[1], 55—6.
[7] I. I.[2], 20.

während bei Decharnes nur von einem Briefe die Rede ist. Den letzten Teil der Lebensbeschreibung über die Rückkehr Tassos von Sorrento nach Ferrara verkürzte er bedeutend. Aus einer anderen Quelle,[1] der Briefsammlung des Bernardo Tasso, des Vaters von dem Dichter, setzte er nur noch einen Brief an dessen Gemahlin Portia hinzu, der ihr Anweisung gibt über die Erziehung ihrer Kinder. Das tat er wohl nur, um die Beiträge der Iris über Töchtererziehung zu ergänzen. Ausserdem fügte er noch hier und da einige ergänzende oder belehrende Bemerkungen eigener Erdichtung hinzu und zwar meist da, wo er glaubte, die Lebensbeschreibung durch ein paar Sätze im empfindsamen Stile Jacobis ausschmücken zu müssen. Diese gelangen ihm sehr schlecht und stachen von dem einfachen Erzählertone des Hauptteils sehr ungünstig ab. So ist z. B. gleich die Beschreibung von Tassos Geburt eine solche Ausschmückung in ganz missratenen süssen Phrasen:[2] „und den 11ten Merz schien der Frühling vom Himmel schöner als jemals in dieses Tempe herabzuschweben, und unsern Dichter, von den Gesängen zärtlicher Nachtigallen begleitet, in die Arme der Liebe gezaubert zu haben — —; und schöner blühten die Blumen und die Wipfel der Bäume seinen ersten Blicken entgegen. Sechs Monate lang war er in einem lieblichen Taumel von Erinnerungen der vorigen himmlischen Scenen und Empfindungen der Schönheit dieser Erde verlohren; und am siebenden fing er an, in der Sprache seiner Mutter den Najaden, die seiner warteten, und seinen Gespielen sie mit Worten auszudrücken, die mit Süssigkeiten die Herzen entzückten."

Eine sehr wichtige Zugabe machte Heinse aber zu der Lebensbeschreibung Mansos und Decharnes: er versuchte nämlich, als Hauptgrund des Unglücks und der Rastlosigkeit Tassos und als Beweggrund aller seiner Handlungen dem Hofe zu Ferrara gegenüber überall seine tiefe Leidenschaft zur Prinzessin hervorleuchten zu lassen,[3] während seine Quellen alles nur der Unruhe seines gefesselten Genies und seinem Drange nach Freiheit zuschreiben. Dieser Faden zieht sich durch die ganze Lebens-

[1] Le lettere di M. Bernardo Tasso, Venedig 1585.
[2] I. I.[1], 39.
[3] siehe I. I.[2], 40.

beschreibung. Gleich bei der ersten Einführung der Prinzessin bemerkt Heinse:[1]

„Jeder Bewunderer des Tasso muss die Asche dieser Prinzessin segnen, denn sie ist die Schöpferin alles des Guten, das wir von ihm haben. Ihr allein, oder welches einerley ist, seiner Leidenschaft gegen sie haben wir die schönsten Stellen in Aminta und die grössten Reize seiner Armida zu verdanken. Sie war der Hauptgegenstand in seinem Leben, den Geist und Herz in ihm, in eine Masse von Feuer zerronnen, in dem höchsten Grad empfunden haben, in dem ein Wesen empfinden kann."

Tassos Unruhe nach seiner ersten Flucht aus Ferrara motiviert er mit den Worten:[2] „Es war ihm unmöglich, ohne seine Leonora zu leben; und dieses konnte an keinem andern Orte der Welt, als zu Ferrara geschehn, wenn sie nicht Glück nnd Ehre der Liebe aufopfern, und eine zärtliche Umarmung, einen Kuss voll Seele, in einem Thal am Fusse des Aetna, unbekannt, unter dem Volke der Unschuld, von der Welt abgeschieden, dem Nektar und Ambrosia des Hofes vorziehen wollte." In Turin beim Herzog von Savoyen hätte er zufrieden leben können, „allein die Liebe verzehrte sein Herz".[3] Auch in Rom hatte er trotz der vielen Ehrenbezeigungen, die ihm zuteil wurden, keine bleibende Stätte. „O Liebe! Liebe! wieviel kosten deine Freuden den armen Sterblichen!"[4] Von seiner Schwester sogar trieb es ihn nach Ferrara zurück, so dass er auf Rat der Prinzessin sich entschloss, ohne Erlaubnis des Herzogs hinzureisen und sich diesem auf Gnade und Ungnade zu Füssen zu werfen: „Sein ganzes Wesen hatte sich in Liebe verwandelt, und das edle Gefühl seiner selbst, der Stolz musste ihr weichen.[5] Sodann motiviert Heinse das Misslingen dieses Unternehmens dadurch, dass der Herzog von ihm verlangte, „in seine schöne Schwester nicht verliebt zu seyn".[6] Heinse lässt den Feind Tassos, den schlauen Höfling, die Entdeckung dieser Liebe zu allerlei Ver-

---

[1] I. I.[1], 74.
[2] I. I.[2], 12.
[3] I. I.[2], 13.
[4] I. I.[2], 14.
[5] I. I.[2], 20.
[6] I. I.[2], 22.

leumdungen und Ränken benutzen,[1] und endlich schildert er noch die letzte Begegnung Tassos mit der Prinzessin nach seiner Befreiung aus dem Hospital.[2] „Welch ein Blick, welche Herzen, als er und seine Leonore sich wieder erblickten! Tasso sah in die Sonn', es wurd' ihm dunkel vor den Augen; tausend Blitze schlugen auf einmal ihre Flügel in ihm, und alle Fiebern seines Herzens lechzten in stechendem Feuer; der Engel des Todes führte ihn weg; und sie — ergriff eine kalte Hand. Es ging ihr eiskalt durchs Herz und heiss und glühend. Sie sah ihn gehn und weinte; weinte Liebe aus dem Innersten ihrer Seele ihm nach." Die sonstigen Aenderungen, die Heinse noch vornahm, um keine Handlung Tassos unmotiviert erscheinen zu lassen, sind, dass er die feindliche Stellung, die der Liebling des Herzogs dem Dichter gegenüber einnahm, gleich erwähnt bei Tassos erster Ankunft in Ferrara, noch ehe er uns die Prinzessin und ihre Namensverwandte vorführt.[3] Manso und Decharnes erwähnen diesen Günstling erst bei Tassos Arrest nach dem Duell mit seinem verräterischen Freunde, kurz vor der ersten Flucht aus Ferrara. Sodann malte Heinse den Herzog in schwärzeren Farben als seine Quellen und machte ihn zu einem ausgesprochenen Tyrannen.

Das Leben Tassos und besonders Heinses Beleuchtung der Liebe Tassos zu der Prinzessin habe ich so ausführlich behandelt, weil sie eine ausgesprochene Aehnlichkeit hat mit der ersten Tassodichtung Goethes, in der dieser sich mit Tasso und Frau von Stein mit der Prinzessin in eine Parallele stellte. Diese Aehnlichkeit rechtfertigt die Vermutung Kösters,[4] dass Goethe diese Lebensbeschreibung Heinses in der Erinnerung trug, als er den ersten Entwurf zu seiner Tassodichtung machte. Auch erinnert die letzte Begegnung Tassos mit der Prinzessin an die Katastrophe in der jetzigen Fassung von Goethes Tasso. Eine weitere Untersuchung wäre hier aber kaum am Platze.

Durch drei Bände hindurch in fünf Fortsetzungen gab Heinse sodann den Inhalt des Befreiten Jerusalem, ergänzt durch

---

[1] siehe I. I.[2], 25, 28, 32.

[2] I. I.[2], 38.

[3] I. I.[1], 66.

[4] siehe Köster: Anzeiger 1894, S. 370.

viele Prosa-Uebersetzungen von Auszügen aus dem Italienischen. Obgleich diese Uebersetzung nur von geringem Wert ist und auch die Biographie Tassos, abgesehen von ihrer Beziehung zu Goethes Dichtung, keine Bedeutung hat, so dass Kuno Fischer,[1] der diese Beziehung nicht sah, sie „wohl die elendeste in der gesamten Literatur über Tasso“ nannte, war Heinse doch sehr stolz auf seine Leistung.[2] Durch das Lob seiner Freunde aufgemuntert, glaubte er die Lebensbeschreibung und die gesamte Uebersetzung im Abonnement erscheinen lassen zu können und hoffte rasch viele Abnehmer zu finden. Im Merkur und in der Iris liess er Einladungen hierzu drucken, war aber sehr enttäuscht, als sich kaum hundert Abonnenten fanden.[3] Entrüstet gab er den Plan auf und schrieb an Gleim:[4] „Ich wollte den Deutschen nur Gelegenheit verschaffen durch den Tasso, mich in einen guten Stand zu setzen, aber sie sind und bleiben Barbaren, bei denen alles wie Unkraut aufwachsen und sich selbst forthelfen muss.“

Statt dessen machte er sich daran, seinen Lieblingsdichter, den Ariost, zu übersetzen, um diesen dann bandweise dem Publikum darzubieten. Hierbei ging er mit viel mehr Lust zu Werke als bei Tasso. „Bürgern können Sie“, schreibt er an Gleim,[5] „den Ariost versprechen, der eigentlich der Mann ist unter den Italienern, den ich innig liebe und in mir fühle, wie mein eigen Leben. Tasso übersetz' ich dem Volke für 150 Pistoletten, den Ariost aber werd ich übersetzen aus Verlangen, das Schöne und Fürtreffliche fortzupflanzen.“ Den Leserinnen der Iris hatte er versprochen, mit Ariost ungefähr so zu verfahren wie mit Tasso, ihnen Lebensbeschreibung und Uebersetzung darzubieten und dann die beiden Dichter miteinander zu vergleichen. Er hielt jedoch nicht Wort und brachte erst im letzten Bande[6] einige kurze Nachrichten aus Ariosts Leben, da er mit Recht meinte, dass dessen Lebensbeschreibung sich für die Zeitschrift nicht so

---

[1] Goetheschriften I.[3], 329.
[2] Gl. u. H. II, 4.
[3] Gl. u. H. II, 30.
[4] Gl. u. H. II, 32.
[5] Gl. u. H. II, 27.
[6] I. VIII, 893—924.

eigne wie die Tassos, des Märtyrers der Liebe. Dazu lieferte er noch eine wörtliche Uebersetzung des ersten Gesanges vom Wütenden Roland als Probe dessen, was seine Leserinnen von der Gesamtübersetzung hoffen konnten, die bald auf dem Markte erscheinen sollte. Diese Uebersetzung sowohl, wie die vollständige Uebersetzung des Befreiten Jerusalem vollendete er erst in späteren Jahren in Italien. Statt dessen schrieb er aber ein kurzes Leben der Sappho[1] und eine Uebersetzung einiger Fragmente ihrer Gedichte, wozu ihm Gleim das Material verschaffte.[2] Heinse war hierzu veranlasst worden durch ein sapphisches Gedicht[3] einer Frau Hempeln, das eine entschiedene Begabung dieser unbekannten Dichterin verrät; andererseits war Sappho aber der Stolz und die Lieblingsdichterin der Damen der empfindsamen Zeit, so dass Heinse sich bei seinem Publikum mit keiner Lebensbeschreibung besseren Erfolg versprechen konnte als mit dieser.

Aus demselben Buche, dem er die Fragmente der Sappho entnommen hat, übersetzte er auch einige Briefe der Theano,[4] der Gemahlin des Pythagoras, und wohl nur um dem Beitrage eine genügende Länge zu geben, leitete er diese Uebersetzung durch eine kurze Lebensbeschreibung des Pythagoras ein, da ihm genügende Einzelheiten über das Leben der Theano fehlten. Die Briefe selbst mussten den Leserinnen eine willkommene Lektüre sein, da sie ihnen zeigten, wie auch schon zu Pythagoras' Zeiten die Briefe einer moralisch hochstehenden Frau an ihre Freundinnen den Briefen der Sophie von Laroche ähnelten.

Ausserdem schrieb Heinse für die Iris nur noch eine Geschichte des Kalenders. Auch sie war zur Belehrung der Damen bestimmt. In leichtem Konversationston, hie und da scherzhafte Wendungen einfügend, macht er, ohne sich zu sehr ins Detail zu verlieren, doch recht genaue Angaben über den Gegenstand. Und weil er sich hier nicht bemüht, seine Erzählung durch sentimentale Zutaten im Stile Jacobis auszuschmücken, sondern

---

[1] III.², 114—150.
[2] Gl. u. H. II, 7.
[3] III.², 148.
[4] I. VI.ᵉ, 297—317.

sich möglichst einfach ausdrückt, ist seine Darstellung auch kernig, und der Aufsatz nimmt einen glatten, fast interessanten Verlauf.

Für die Entwickelung Heinses sind diese Beiträge durchaus nicht von Belang, obgleich er sie selbst alle sehr hoch einschätzte und das Leben der Sappho z. B. eine Zeitlang sein Meisterstück nannte.[1] Dennoch war es ihm entschieden besser gelungen, recht passende Aufsätze zur Zeitschrift zu liefern, als man nach seinen früheren Arbeiten erwarten konnte. Unterdessen aber vernachlässigte er seine wahren Neigungen nicht und bildete sich durch seine Studien in dem Düsseldorfer Museum und der Akademie zum Roman-Schriftsteller auf dem Gebiete der Kunst aus, als welcher er bald sein Meisterstück liefern sollte. Es hatte diese Uebersiedelung nach Düsseldorf für Heinse den Vorteil, dass er in eine Stadt kam, wo er seine Kunststudien bequem betreiben konnte. Hier wurde er mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit bekannt und fand auch in Fritz Jacobi einen Helfer, der ihm die Reise nach Italien ermöglichte, wo er sich zur Genüge in der Kunst ausbilden und seinen Roman, den Ardinghello, vollenden konnte.

Sophie von Laroche.

Von allen Beiträgen zur Iris entsprachen die Frauenzimmerbriefe der Sophie von Laroche dem ursprünglichen Plane Jacobis am meisten. Nach dem englischen Vorbilde der „Pamela“ von Richardson waren diese Briefe in die moderne Form eines moralischen Romans gekleidet und erweckten so weit mehr Interesse in der Iris als Jacobis moralische Aufsätze. Sophie von Laroche war durch Wieland mit Jacobi bekannt geworden. Schon vor ihrem persönlichen Zusammentreffen war ein Briefwechsel zwischen ihnen entstanden, der bis zum Tode Sophiens von Laroche fortdauerte. Für seine sentimentale Dichtung und seine Aufsätze fand Jacobi im Hause der Laroche Verständnis und viel überschwengliches Lob. Sophie von Laroche selbst

[1] Gl. u. H. II, 13.

hatte in demselben Jahre, in welchem Jacobi ihr seinen ersten Besuch abstattete, ihren ersten moralischen Roman „Die Geschichte des Fräulein von Sternheim“ herausgegeben und hatte als moralische Schriftstellerin viel Anklang gefunden. Es war daher Jacobi sehr willkommen, dass sie sich bereit erklärte, einen neuen Roman in seiner Zeitschrift erscheinen zu lassen. Vom zweiten bis zum letzten Bande erschien regelmässig eine Fortsetzung desselben unter dem Titel: „Freundschaftliche Frauenzimmerbriefe.“[1] Wie die Geschichte des Fräulein von Sternheim war auch dieser Roman nach dem Muster Richardson in Briefen verfasst und nur durch die Zutat eines Heftes von Memoiren unterbrochen. Nur Mustermenschen werden ausführlich gezeichnet, von denen jeder eine Tugend verkörpert, die mit Empfindung und Rührung in langatmiger Weise herausgestrichen wird. Gellert und Hermes waren zwar Sophie von Laroche in dieser Art von Romanen schon vorangegangen, doch fand sie im Leserkreis der Iris reiche Anerkennung, da sie einen besonders sentimentalen und tränenvollen Stil hatte. Sogar die Männer zeichnete sie in weichen, bleichen Tönen. Dieser Roman verfolgte dieselben Zwecke wie die kurzen Aufsätze Jacobis, nämlich die sittliche Ausbildung der Frauen und der jungen Männer, und war auch in dem rührseligen Stile Jacobis verfasst. Nur dadurch, dass diese Beiträge als ein grosses Ganzes in Form eines Romans zusammengefasst und auch der Zeit mehr angepasst sind, erhalten sie einen höheren literarischen Wert.

Fritz Jacobi.

Dem Roman von Sophie von Laroche ist der philosophisch-moralische Roman verwandt, den Fritz Jacobi in der Iris erscheinen liess. Auch er ist in Briefen verfasst. Doch nicht über Familienleben, Erziehung der Jugend, gesellschaftliche Sitten und alles das, was Georg Jacobi und mit ihm Sophie von Laroche zu verbessern suchen, wird in diesem Romane moralisiert. Fritz

[1] u. a. T. Rosaliens freundschaftliche Briefe. Altenb. 1780—1., 1796. Offenbach 1791. u. a. T. Rosaliens freundschaftliche Briefe an Marianne. Altenb. 1796.

Jacobi schlägt ein neues Thema an. Er lebte in der Zeit der Geniesucht und hatte viele der hervorragendsten Geister kennen gelernt. Mit Goethe hatte er einen engen Freundschaftsbund geschlossen und stand mit ihm in regem Verkehr. In seinem Roman verwertete er nun die Beobachtungen, die er in jenen Kreisen gemacht hatte. Unter seinen Bekannten waren manche, die sich für auserwählte Geister hielten; auch sein eigener Charakter konnte ihm Züge zu seinem Werke liefern. Seinen Freund Goethe suchte er in der Figur des Allwill zu verkörpern. Erst in den letzten Briefen tritt Jacobi mit seinen Absichten hervor. Hier werden die Gesinnungen und übertriebenen Neigungen des Genies als unnatürlich und schädlich gestraft und die Geniesucht energisch gegeisselt. Gegen die Unmoralität dieser Leute, „die Theorie der Unmässigkeit“ und die „Grundsätze der ausgedehntesten Schwelgerei“ richtet sich eigentlich die Predigt dieses Romans. Schon Lichtenberg hatte sich gegen die Geniesucht gewandt, aber in viel zu langatmiger Weise, auch hatte er nicht aus so unmittelbaren Beobachtungen schöpfen können, da er nicht wie Jacobi in sich selbst die Veranlagung zu der Natur fühlte, die er beschreiben und bekämpfen wollte.[1]

Auch diese Briefsammlung ist also ein moralischer Roman, aber mit ganz anderem Inhalt und einer ganz anderen Tendenz als der Roman der Laroche. Doch die sentimentale Naturbeschreibung, die weiche, tränenfreudige Beschaffenheit einiger Personen hat er mit der Laroche und mit Georg Jacobi gemein. Alles in allem war Fritz Jacobis Roman für die Iris ein wichtiger Beitrag. Die Geniesucht hatte weit um sich gegriffen, und jeder las die Beurteilung gerne, da er sie nach seiner nächsten Umgebung auf ihre Wahrheit prüfen konnte. Die Beachtung, die dem Roman geschenkt wurde, ist am besten aus den sehr zahlreichen, sowohl absprechenden, als auch anerkennenden Urteilen, die Holtzmann in seiner Schrift mit Sorgfalt gesammelt hat, zu ersehen.[2]

---

[1] Allwills Briefsammlung als eine Beschreibung und Bekämpfung der Genies ist ausführlich behandelt von Adolf Holtzmann in seinem Buche über Eduard Allwills Briefsammlung, Jena 1878.

[2] s. ebendaselbst, 37 ff.

In der Iris erschien nur der Anfang des Romanes, d. h. der 1., 2., 3., 5. und 6. Brief.[1] Die ersten drei bringen noch nichts von dem eigentlichen Inhalt und enthalten nur sentimentale Naturschilderungen und wehmütige Betrachtungen über Liebe und Freundschaft. Auch die letzten zwei Briefe führen uns nur einige Züge von Allwills Charakter vor. Zuerst wird dessen Jugend beschrieben. Die Beschreibung der Naivität und des frühen Pietismus Allwills entnahm Jacobi seiner eigenen Jugend. Doch finden sich hier schon Züge, die auch Goethe frühzeitig besass, wie Trotz, Wahrheitsliebe und Neigung zum Grübeln. Auch wird Allwills Ansicht über die Liebe und die Frauen vorgeführt, worin er sich von den Genies dadurch unterscheidet, dass er sich sehr kühl verhält, da er auf diesem Gebiete schon zu schlechte Erfahrungen gemacht hat. Zuletzt wird noch eine Eigenschaft gezeigt, die er mit allen Genies gemeinsam besass, nämlich seine Unabhängigkeit von gesellschaftlichen Formen und sein Hass gegen den Hochmut des Adels. So erschien in der Iris nur ein kleiner Anfang des Romans, aus dem noch gar nicht die eigentliche Absicht Jacobis zu erkennen war. Höchstwahrscheinlich liess Fritz Jacobi die Fortsetzung des Romans in der Iris nicht weiter erscheinen, weil er aus den Schwierigkeiten mit Spener voraussah, dass die Zeitschrift doch nicht lange genug bestehen werde, um seinen Roman zu Ende zu bringen. Als dann das Schicksal der Zeitschrift besiegelt schien, schickte er die ersten Briefe wieder an den Merkur ein und führt den Roman bis zum 21. Brief fort.[2] Dann hörte Jacobi aber wegen einiger beleidigender Urteile damit auf. So blieb das Werk ein Torso, in dem jedoch der Zweck schon deutlich erkennbar ist.[3] Die Absicht Fritz Jacobis war also, einen belehrenden, moralischen Roman zu schreiben und in der Iris erscheinen zu lassen, wie dies Sophie von Laroche vor ihm getan hatte. In der Form war sein Werk dem ihrigen verwandt, in bezug auf Gebiet und Tendenz jedoch gänzlich von ihm verschieden. Dass nur der Anfang in der Iris erschien, war reiner Zufall; doch sind gerade

[1] I. IV.[2], 193—236.

[2] I. M. April [1], 76. [2], pg. 14—75. Juli [1], 76. [3], pg. 57—71. Dez. [2], 6 [4], pg. 229—262.

[3] siehe Holtzmann, pg. 39.

die ersten drei Briefe, die das eigentliche Thema noch nicht streifen, als einfache Aufsätze betrachtet, wegen der sentimentalen Naturschilderungen schon an sich geeignete Beiträge zur Iris gewesen, und sie haben mit dem Stil Georg Jacobis viel gemein.

Mit den letzten zwei Briefen aber werden die Leserinnen wenig anzufangen gewusst haben, und beides, Inhalt und Stil, wird ihnen fremd gewesen sein.

Schlosser.

Durch die Freundschaft Goethes mit Fritz Jacobi wurde der Iris in Goethes Schwager Johann Georg Schlosser ein neuer Mitarbeiter zugeführt, der der Iris eine Reihe von Aufsätzen lieferte, die den Ansichten Jacobis entsprachen, aber doch einer moderneren Richtung folgten als die sonstigen Aufsätze der moralischen Zeitschriften. Schlosser war den beiden Brüdern Jacobi schon bekannt durch seine Schriften und lange erwünscht gewesen. Schlosser hatte 1771 seinen „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk“ herausgegeben, worin er nicht nur, wie Jacobi, in einem dem Mittelstand leicht verständlichen Stil sittlich bildende Aufsätze lieferte, sondern sich mit seinen Belehrungen sogar vertraulich an die Ungebildeten wandte. Sein Wesen war sehr anziehend; er war mild gesinnt, konservativ, ernst, dabei aber sehr behutsam und vielseitig gebildet. Jacobi konnte sich keinen besseren Mitarbeiter wünschen. Aber Schlosser lieferte nicht Beiträge über moralische und sittliche Fragen, sondern entnahm seinen Stoff dem Gebiete der Geschichte, womit er sich in jenen Jahren am meisten beschäftigte. Damals arbeitete er gerade mit Iselin an dessen Zeitschrift „Ephemeriden der Menschheit“. Er wollte dem Volke die Geschichtsschreibung angenehmer und verständlicher machen und die Geschichte in ihrem Zusammenhange und ihrer Entwickelung erklären, anstatt eine Aufzählung unzusammenhängender Ereignisse zu geben, wie es bisher Brauch gewesen war. Diese Absicht will Schlosser auch in seinen Beiträgen zur Iris, die er eine „Weltgeschichte für das Frauenzimmer“ nannte, zur Ausführung bringen. Er will seine Leserinnen nur mit den allerwichtigsten Tatsachen bekannt machen. Um ihnen

den Faden zu zeigen, der sich durch das Ganze ziehen soll, und um ihnen das Verständnis seiner weiteren, genaueren Ausführungen zu erleichtern, gibt er zunächst einen allgemeinen Umriss der Geschichte. Dann beabsichtigte er, die ganze Weltgeschichte bis in seine Zeit zu erzählen und daran noch eine Beschreibung der berühmtesten Gestalten anzuhängen. Doch die kurze Fortdauer der Iris erlaubte ihm nur, die assyrische und persische Geschichte zu vollenden. Es kam ihm nicht auf kritische Genauigkeit an, sondern er bestrebte sich nur, in einfachem und unterhaltendem Stil das Interesse seiner Leserinnen zu fesseln. Bei jeder Gelegenheit erzählt er Anekdoten, so von der Geburt und Erziehung des Cyrus,[1] von dessen Naivitäten am Hofe seines Grossvaters.[2] Diese Episoden sind mit einer Ausführlichkeit vorgetragen, die ganz ausser Verhältnis zu der Kürze der übrigen Erzählung steht. Die Beschreibung von Cyrus Geburt und Erziehung z. B. steht in dem allgemeinen Umriss der Weltgeschichte und nimmt ebensoviel Raum in Anspruch wie die ganze Schilderung der Geschichte von der Reformation bis auf die damalige Zeit. Ausserdem benutzte Schlosser einen beträchtlichen Teil seiner Abhandlung, um Begebenheiten aus der Geschichte zu erzählen, die ohne Belang für ihn weitere Entwickelung sind, aber gleich den Anekdoten Georg Jacobis in der Iris zur sittlichen Bildung seiner Leserinnen dienen sollten; so die lange Unterredung der gefangenen Armenier mit Cyrus,[3] welche von dessen Grossmut und von der Liebe zwischen dem armenischen König und seinem Sohne berichtet. Auch fand Schlosser Gelegenheit, viele andere Themata, die Jacobi in seinen Aufsätzen behandelt hatte, zu erörtern, so unter anderem das Verderben einer zu verfeinerten Gesellschaft[4] und das Beherrschen der Leidenschaft.[5] Obgleich also Schlosser seine Beiträge in ganz anderer Form als Jacobi abfasste und deren eigentlicher Zweck der Einleitung und dem Titel nach der ist, seine Leserinnen in die Weltgeschichte einzuführen, so kommt er Jacobi doch insofern entgegen, als er die

---

[1] I. V.[3], 165 ff.
[2] I. VI.[2], 376 ff.
[3] I. VI.[2], 385 ff.
[4] I. VII.[2], 627.
[5] I. VII.[2], 630 ff.

Erzählung so mit sittlich belehrenden oder auch rein unterhaltenden Anekdoten ausstattet, dass diese fast die grössere Hälfte des Beitrages bilden. Dies merkte Schlosser auch selbst und schrieb zu Anfang des vierten Beitrages,[1] um sich bei seinen Leserinnen zu entschuldigen: „Ich schreibe diese Geschichte mehr für Ihr Herz, als für Ihr Gedächtnis; und darum werd' ich — bey den kleinen Begebenheiten, die zur Kenntniss der Menschen, zur Erweiterung des Herzens, zu Eröfnung neuer Ansichten dienen, mich desto länger aufhalten."

Lenz. (Ossian.)

Goethe führte in Lenz der Iris noch einen bedeutenden Mitarbeiter zu, für den Jacobi sehr dankbar sein musste. An dieser Stelle ist aber nur dessen Prosabeitrag, seine Uebersetzung aus Ossian zu betrachten; die Lieder, die er einschickte, sind später zu erwähnen.

In Deutschland hatte Macphersons Ossian begeisterte Aufnahme gefunden; man zweifelte nicht an der Echtheit der Lieder. Selbst Goethe und Herder priesen sie hoch an. Goethe lässt durch die Vorlesung aus Ossian die Leidenschaft in Werther zu einer unüberwindlichen Höhe anwachsen, die die Katastrophe unvermeidlich macht. Was konnte besser zur sentimentalen Iris passen? Zu Heinses „Tasso" bildete diese Uebersetzung eine gute Ergänzung, und sie nährte die Empfindsamkeit, die Sophie von Laroches und Fritz Jacobis Romane und Georgs Aufsätze schon in den Leserinnen herangebildet hatten.

Die ganze Geschichte von Fingal übersetzte Lenz für die Iris; und da der übertriebene sentimentale Ton für die Zeitschrift so passend war, befleissigte er sich, möglichst wörtlich zu übertragen. Nur gelegentlich erlaubte er sich kleine Umänderungen, besonders da, wo ihm die Bilder im Original für das Deutsche nicht recht geeignet erschienen.

* * *

Hiermit wäre die Reihe der Prosabeiträge zur Iris erschöpft. Sie sind alle mit der empfindsamen, weichen Art Jacobis ver-

[1] I. VI², 385.

wandt, sogar die Uebersetzungen, die die kräftigeren Genies Lenz und Heinse beisteuerten, so dass man sagen kann, alle richteten sich nach dem Plane, den Jacobi für seine Zeitschrift aufgestellt hatte. Es ist dies um so merkwürdiger, als die Mitarbeiter zwar alle nähere Freunde des Herausgebers, aber doch ausser Sophie von Laroche in ihrer Art gänzlich von ihm verschieden waren. Sie waren entweder mutigere, ernstere Charaktere oder grössere Dichter als Georg Jacobi. Auch stehen ihre Prosa-Leistungen an Wert über den seinigen. Anstatt seiner kurzen, inhalt- und kunstlosen Aufsätze lieferten Fritz Jacobi und Sophie von Laroche doch moderne Romane, und Heinse und Lenz griffen zu den Lieblingsdichtern vergangener Zeiten, um sie auch den Damen näher zu bringen. So fällt das Verdienst für das Anziehende unter den Prosabeiträgen mehr den Mitarbeitern als Jacobi selbst zu, obgleich er ja auch trotz der kunstlosen Form seiner Beiträge einen Stil schrieb, der den Leserinnen gefiel. Bewundernswert ist es aber, dass Jacobi diese von ihm grundverschiedenen Mitarbeiter durch seine gewinnende Liebenswürdigkeit zu bestimmen wusste, ihre Beiträge seinem Plane anzupassen. Nur auf diesem Wege konnte etwas so Einheitliches wie die Iris zustande kommen.

Die gute Wahl der Mitarbeiter freilich kann kaum als Jacobis Verdienst bezeichnet werden. Heinse hatte er geworben, damit dieser sein Gehilfe bei der Herausgabe der Zeitschrift sei, schwerlich hat er vermutet, dass ihm derselbe auf dem Gebiete der Uebersetzung aus dem Italienischen und Griechischen so gute Dienste leisten werde. Sophie von Laroche war seine intime Freundin und tat gerne ohne viel Drängen, was der Zeitschrift nützen konnte. Der Mitarbeit Goethes aber hatte Jacobi am meisten zu verdanken. Es war ein reines Glück, dass gerade zur Zeit der Gründung der Iris dieser hervorragendste aller Geister sein Freund wurde. Er regte Fritz Jacobi an, Allwills Briefsammlung zu schreiben, und führte in Lenz und Schlosser Jacobi die bedeutendsten Mitarbeiter auf dem Gebiete der Prosa zu.

Lyrik.

Goethe.

Goethe schätzte anfangs weder Fritz noch Georg Jacobi als Dichter und sprach geradezu wegwerfend von ihnen. Im Sommer 1773 waren Lotte Jacobi und Betty, die Gemahlin Fritz Jacobis, in Frankfurt zum Besuch bei ihrer Tante Johanna Fahlmer, der intimen Freundin Goethes. Goethe lernte hier beide kennen und schätzen, unterhielt mit Betty lange Zeit einen Briefwechsel und schickte ihr dabei auch ab und zu einige seiner Gedichte. Dennoch konnte sie eine Annäherung Goethes an ihren Gemahl und Georg nicht bewirken. Als ihm der Plan von Jacobis Iris bekannt wurde, schrieb er im Frühjahr 1774 darüber an Kestner:[1] „Die Iris ist eine kindliche Entreprise, und soll ihm verziehen werden, weil er Geld dabey zu schneiden denkt. Was die Kerls von mir dencken, ist mir einerley. Ehedessen haben sie auf mich geschimpft wie auf einen Hundejungen, und nun müssen sie fühlen, dass man ein braver Kerl seyn kann, ohne sie just leiden zu können."

Und als Sophie von Laroche sich bemühte, für die Iris Abonnenten zu sammeln, und auch bei Goethe anfragte, ob sie seiner Schwester die Zeitschrift empfehlen dürfe, antwortete ihr Goethe:[2] „Sie fragen mich, ob Sie meiner Schwester die Iris empfehlen sollen? Was sagt Ihnen Ihr Gewissen? Und wenn es ja sagte, warum fragen Sie mich? ich hab ihr meine Meinung geschrieben, mich dünckte, sie sollte sich haus halten, solle ihre Freunde nicht in Contributionen sezzen, um eines Fremden willen, mit dem sie nie etwas gemein gehabt hat, noch haben kann und dessen Keckheit unverzeihlich ist, mit der er zu seiner Geldschneyderey die Spediteurs zusammenbettelt, und übrigens möge sie nun thun, wies ihr vorkommt. — — — — —

Ich wünsche Jacobi viel halbe Pistolen, und in dieser Rücksicht hab ich ihm das andere verziehen. Dass die Kerls mit ihren Namen Wucher treiben, ist recht gut, nur mich und

[1] W. A. Briefe II, 150.

[2] Brief von Ende Aug. 1773. W. A. Briefe II, 100 ff.

die Meinigen sollen sie ungeschoren lassen, da sie auch, dünkt mich, überzeugt seyn könnten, dass man mit ihnen nichts zu thun haben will.“

Ohne jegliche Wirkung sollte jedoch der häufige Verkehr Goethes mit den Angehörigen der Brüder Jacobi nicht bleiben. Als Goethe im Sommer 1774 mit Basedow und Lavater den Rhein hinab reiste und nach Düsseldorf kam, war doch sein erster Gang, den Mann Bettys aufzusuchen, und als er ihn in der Stadt nicht fand, eilte er nach Pempelfort hinaus, ihn zu begrüssen. Die Freundschaft, die man so lange ersehnt und die so schwer zustande kommen wollte, wurde erstaunlich schnell und dauernd geschlossen. Ein gemeinschaftliches tiefes Interesse für das Studium Spinozas führte die neuen Bekannten eng zusammen, ohne dass Bettys Vermittelung nötig war. Goethe schrieb über die Begegnung an sie:[1] „Wie schön, wie herrlich, dass sie nicht in Düsseldorf waren, dass ich that was mich das einfältige Herz hies. Nicht eingeführt, marschallirt, exkusirt, grad rab vom Himmel gefallen vor Friz Jacobi hin! Und er und ich, und ich und er! Und waren schon, eh noch ein schwesterlicher Blick drein präliminirt hatte, was wir seyn sollten und konnten.“

Es wird viel angenommen, dass Goethe Fritz Jacobi am 21. Juli auch in Pempelfort nicht fand und ihn erst am 22. Juli in Elberfeld kennen lernte, wohin er einen Abstecher machte, um Jung-Stilling zu besuchen, doch zeigt sowohl der eben angeführte Brief, wie ein anderer vom 21. Juli an Betty, worin Goethe klar mitteilt, Fritz in Pempelfort vorgefunden zu haben, zur Genüge, dass sie einander schon am 21. Juli in Pempelfort begegneten. Der letztere Brief behauptete allerdings auch, dass Georg Jacobi in Pempelfort anwesend gewesen sei, was dessen Tagebuch widerstreitet, doch kann Goethe sich darin geirrt haben, da er sich für Georg wenig interessierte; jedoch ist ihm eine solche Nachlässigkeit in seinen Briefen über Fritz Jacobi kaum zuzutrauen.

Goethe hatte in Fritz Jacobi einen Freund gefunden, bei dem er für seine innersten Seelenzustände sich Aufklärung suchen konnte. Er ging deshalb ganz in den philosophischen Gesprächen

[1] W. A. Briefe II, 180.

mit ihm auf und fand wenig Interesse für den sanften, schwärmerischen Georg.

Dieser befand sich damals in Elberfeld, ist aber Goethe bei dessen kurzem Besuch dort nicht begegnet.

In seinem Tagebuche[1] verlegt er vielmehr die erste Begegnung nach Pempelfort. An demselben Tage nämlich, an dem Goethe nach Düsseldorf zurückkehrte, reiste Georg Jacobi auch hin, ihn zu begrüssen. Er schreibt davon am 23. Juli in sein Tagebuch: „Ich eilte nach Düsseldorf, wo mein Bruder und H. Goethe mich erwarteten. — H. Goethe hat mich in öffentlichen Blättern empfindlich beleidigt, aber auch hat er das Trauerspiel Goetz von Berlichingen geschrieben. Wir gaben uns die Hand. Ich sah einen der ausserordentlichsten Männer voll hohen Genies, glühender Einbildungskraft, tiefer Empfindung, rascher Laune, dessen starker, dann und wann riesenmässiger Geist einen ganz eigenen Gang nimmt. Seine Tafelreden hätt' ich aufzuzeichnen gewünscht."

Wie der weich veranlagte Dichter von dem hohen Kraftgenie Goethes ergriffen war, zeigen auch noch ein paar andere Bemerkungen in seinem Tagebuche. Von dem nächsten Abend, an dem die neuen Freunde vertraulich zusammen sassen, nachdem sie eine Tour nach Schloss Landberg gemacht und Köln besehen hatten, erzählt er: „Nun kehrten wir in unsern Gasthof zurück, wo Goethe uns in der Dämmerung Alt-Schottische Romanzen, voll wahren Gefühls der Natur, mit Geister-Erscheinungen gemischt, in einem unübertrefflichen Tone dergestalt hersagte, dass wir bei den letzten ohne falsche Nebenempfindungen der Kunst so wahrhaftig zusammenfuhren, so im Ernste bange wurden, als ehemals in unseren Kinderjahren, wenn wir den abenteuerlichsten Geschichten unsrer Wärterinnen von ganzer Seele mit allem möglichen Glauben daran, zuhörten."

Ausführlicher berührt er die Verschiedenheit, die zwischen ihm und Goethe bestand, in einer weiteren Bemerkung: „Ich reiste gern mit unsrem Fremden; so sehr auch wir beide in unsrer Art zu sehen, zu hören und zu fühlen, verschieden sind.

---

[1] Die Benutzung dieser noch ungedruckten Handschrift habe ich der Güte des Besitzers, H. Fritz Jacobi in Aachen, zu verdanken.

Ebenso wie ich unter den alten Griechen, so lebt er unter den alten Schotten, Zelten und Deutschen; nur mit dem Unterschiede, dass ich zuweilen mit Lust auf seinen rauhen Gebirgen, oder in seinen Felsen-Schlössern oder in den weiten Sälen ihn besuchte, wo Pfeil und Bogen mit Harfe an der Wand hangen, und die Harfe von selbst einen Klang gibt, weil die Seelen der Väter hinkommen und sie berühren, er aber in meine lustigen Thäler, wo eine Grazie auf der Leyer spielt, nicht herabsteigen mag."

Wenn auch Goethe, der in der Schule Herders seine anakreontische Periode völlig überwunden hatte, sich mit Jacobis Dichtungsart nicht befreunden konnte, liess er sich, im Anfange wahrscheinlich nur Fritz Jacobi zuliebe, doch überreden, Beiträge zur Iris zu liefern, wie er denn auch später seine abweisende Stellung ihr gegenüber aufgab. An Kestner, dem gegenüber er sie eine kindliche Enterprise genannt hatte, schickte er vier Exemplare des ersten Bandes derselben zu Weihnachten 1774. Als er aber später Jacobis veränderte, kunstvollere Dichtungsart kennen lernte, hat er sich mit dieser auch befreundet, was schon die Tatsache klar genug beweist, dass er aus Versehen eines der Lieder Jacobis unter seine Gedichte aufnahm.

In der Iris finden sich zehn Lieder Goethes, über deren Echtheit kein Zweifel herrscht. Sobald Goethe nach Frankfurt zurückgekehrt war, versprach er in einem Brief vom 14. August, Dramen, Lieder und allerlei zu schicken, und an Fritz Jacobi schrieb er am 21. August:[1] „Du kriegst bald kleine Sachen von mir, wie ich sie finde, es liegt allerley hier und da." Dezember 1774 erschien jedoch der erste Band, ohne dass Goethe sein Versprechen eingelöst hätte. Als ihm der Band zugeschickt wurde, erinnerte er sich seines Versprechens und schrieb an Jacobi:[2] „Heut empfang ich die Iris von Fritz, einige Blicke, die ich hinein thue, wecken in mir das Gefühl vergangener Zeiten und zugleich die Erinnerung einiger Lieder, die es begleiteten. Ich nehme mir vor, sie Ihnen zu schicken, und da ich heut nach Tisch zur lieben Tante komme, die den Einfall auch gut, und was ich vorsage zum Tone Ihrer Sammlung passend findet, setz

[1] W. A. Briefe II, 188.
[2] W. A. Briefe II, 210.

ich mich gleich zu ihr hin und schreibe das aus dem Gedächtniss auf, was Sie hier mit erhalten. Können Sie's gebrauchen, so setzen Sie verschiedene Buchstaben drunter, sagen niemand was davon, so haben die Herrn und Damen was zu rathen." Gewiss war es die Sesenheimer Zeit, an die er erinnert worden war, und zwar vermute ich, durch folgende Verse Jacobis im dritten Stück des ersten Bandes:

„Holdes Mädchen! unser Leben
War ein frohes Hirtenspiel:
Kränze durften wir uns geben
Küsse, wann es uns gefiel.

Heerde, Stab, und Fest, und Freude,
Lied und Kränze sind dahin!
Dennoch reden Flur und Weide
Mir von meiner Schäferinn."

So brachte denn auch das erste Stück des nächsten Bandes zwei der schönsten Lieder aus der Sesenheimer Zeit, „Kleine Blumen, kleine Blätter"[1] und „Maifest",[2] und zugleich das neuere Lied „Der neue Amadis",[3] das erst im Jahre 1774 entstanden war, aber auch als eine Erinnerung an vergangene Zeiten. Nur noch ein Sesenheimer Lied „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde"[4] erschien in der Iris, das wohl auch dieser Sendung beilag oder doch gleich darauf geschickt wurde. Der Ausdruck Goethes vom „Gefühl vergangener Zeiten" kann demnach nur diesen Liedern gelten, denn was jetzt folgte, waren ganz neue Dichtungen, aus der Liebe zu Lili entstanden.

Als bester dieser neuen Beiträge steht zu Anfang des dritten Stückes im zweiten Bande die erste Fassung von „Erwin und Elmire" und darin die Romanze „Das Veilchen", die Goethe schon im Januar 1774 an Lotte Jacobi geschickt hatte. Schon die Operette hatte er Lili gewidmet. Bald darauf schickte er noch drei weitere Lili-Lieder: „An Belinde",[5] „Neue Liebe,

[1] I. II.[1], 73.
[2] I. II.[1], 75.
[3] I. II.[1], 78.
[4] I. II.,[3] 244.
[5] I. II.[3], 240.

neues Leben“[1] und das spätere Gedicht „Herbstgefühl“,[2] das erst im Jahre 1775 in der Iris erschien. Dazu schickte Goethe noch das zierliche anakreontische Lied aus dem Jahre 1774 „Mein Mädchen ward mir ungetreu“,[3] das Sinngedicht „Den Männern zu zeigen“,[4] und den kleinen Gelegenheitsscherz „Mit einem goldenen Halskettchen“,[5] das wohl schon unter den Liedern gewesen war, die Goethe vor seiner Annäherung an die Brüder Jacobi den Damen zu Pempelfort geschickt hatte. Also erschienen, dem sanften Charakter der Iris angemessen, gewichtigere Dichtungen Goethes nicht in Jacobis Zeitschrift, sondern nur leichte Liebes- und Scherzlieder.

Umstrittene Gedichte Goethes.

Goethe hatte, wie sein Brief vom 10.—12. Februar an Johanna Fahlmer zeigt, die Operette Erwin und Elmire stückweise, wie sie fertig wurde, an Heinse zum Druck geschickt. Unter diesen Sendungen befanden sich auch mehrere Lieder. Als er dann, nachdem die Operette fertig war, noch neuere Lili-Lieder schickte, berichtete Heinse Jacobi darüber mit den Worten: „Goethe hat wieder Lieder geschickt“ und gleich darauf in einem anderen Briefe, „Goethe schickt immerfort Lieder“. Nun enthält aber der nächste Band nur zwei Lili-Lieder von Goethe und noch das eine Sesenheimer Notturno „Es schlug mein Herz“, das gewiss schon vor der Operette in Heinses Händen war. Das noch übrig bleibende Lili-Gedicht „Herbstgefühl“ kommt nicht in Frage, da es erst im Herbst 1775 gedichtet wurde. Auch die beiden anderen Gedichte, die sich in den späteren Bänden finden, werden kaum gemeint sein, denn was hätte Goethe veranlassen sollen, zur Zeit des Höhepunktes seiner Liebe zu Lili das Sinngedicht „Den Männern zu zeigen“ an Heinse zu

[1] I. II.[3], 242.
[2] I. IV., 249.
[3] I. III., 157.
[4] I. IV., 160.
[5] I. IV., 148.

schicken? „Mein Mädchen ward mir ungetreu“ war, wie bemerkt, wohl schon viel früher im Besitz der Damen des Hauses Jacobi.

Bezug nehmend auf Heinses Bemerkung, dass Goethe „immerfort Lieder schicke“, haben verschiedene Forscher versucht, ausser den genannten lyrischen Gedichten noch andere in der Iris und in Jacobis Nachlass für Goethe in Anspruch zu nehmen. Zu diesen Entdeckungen gab Th. Bergk die Hauptanregungen in seinem Schriftchen „Acht Lieder von Goethe“, zum erstenmal mit Erläuterungen herausgegeben in Wetzlar 1857. Alle anderen Forscher, die sich überhaupt mit seinen Resultaten beschäftigten, haben ihm entweder nur beigestimmt oder ihn abgewiesen, ohne jedoch etwas Neues für ihren Standpunkt zu liefern.

Aber bei näherem Studium stellt es sich heraus, dass Bergk überhaupt kaum berechtigt war, sich von Heinsens Briefen zu solchen Untersuchungen bewegen zu lassen. Wie schon bemerkt, hatte Goethe bereits vor seiner Freundschaft mit Fritz Jacobi, noch ehe er sich also für die Iris interessierte, mit Betty und Lotte Jacobi einen Briefwechsel unterhalten und ihnen manches Gedicht zugeschickt. „Wanderers Sturmlied“, „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“ und die Romanze „Das Veilchen“ sind in einem Briefe genannt. Die Briefe weisen aber auf weitere Sendungen hin, ohne die Titel zu nennen. Dann erfolgte der Besuch in Pempelfort, der Freundschaftsbund mit Fritz, das Interesse für die Iris und endlich auch die Sendung der Sesenheimer Lieder. Im Januar und Februar 1775 schickte Goethe die Operette an Heinse mit den dazu gehörigen Liedern. Wenn Goethe nach dieser Sendung noch einige oder auch nur ein einziges Lili-Gedicht einschickte, so ist es gar nicht auffällig, dass Heinse darüber mit den Worten berichtet: „Goethe hat wieder Lieder geschickt, Meisterwerke.“[1] Nun schreibt zwar Heinse am 21. Februar gleich noch einen zweiten Brief, in dem es wieder heisst: „Goethe schickt immerfort Lieder und in Wahrheit sind auch alle vortrefflich und Meisterstücke“; aber es ist immer noch die Möglichkeit vorhanden, dass in beiden Briefen von ein und derselben Sendung die Rede ist. Auch hätte Heinse so schreiben

[1] Undatierter Brief, abgedruckt im Katalog der Rheinischen Goethe-Ausstellung 1899. No. 1179.

können, wenn Goethe die Gedichte einzeln nacheinander geschickt hätte. Es könnten sich diese Briefe ganz gut auf die zwei Lili-Lieder im dritten Stück des zweiten Bandes beziehen.

Ein Umstand spricht sogar direkt gegen die Annahme, dass Goethe noch mehr Lieder an Heinse eingeschickt habe. In beiden Briefen lobt Heinse die Gedichte Goethes als Meisterstücke, die durchaus gedruckt werden müssten, sagt aber, der Beitrag der Laroche hätte allen Platz des zweiten Stückes in Anspruch genommen, so dass für diese Lieder kein Raum mehr übrig sei. Am 21. Februar berichtet Heinse über die Anordnung der Beiträge im dritten Stück und sagt, das Stück werde mit Goethes Operette anfangen, ferner Klamer Schmidts Idylle und ein paar Gedichte von Gleim enthalten. Er fährt dann fort: „Von Goethe muss wenigstens $^1/_2$ Bogen Lieder hinein — und ich besorge doch, damit nicht zu reichen.“ Sodann bittet er Jacobi, ihm, um das Stück auszufüllen, noch etliche Lieder zu schicken. Hätte er also, wie Bergk und seine Anhänger vermuten, noch Lieder von Goethe vorrätig gehabt, die er doch so hoch schätzte und von denen er ausdrücklich betont, dass sie alle gedruckt werden müssten, so hätte er sich nicht wegen Mangels an Beiträgen an Jacobi zu wenden brauchen. Auch bezeichnet Bergk die Lieder, die er hervorsucht, als Sesenheimer Lieder, und es ist doch kaum anzunehmen, dass Goethe gerade im Februar 1775 in der besten Zeit seiner Liebe zu Lili die Sesenheimer Lieder hervorgesucht haben wird.

Anstatt also Beweise für die Annahme von Bergk zu sein, sprechen diese Briefstellen eher dafür, dass etwaige Lieder, die sich noch von Goethe finden sollten, einer früheren oder späteren Sendung angehört haben müssen. Nur fünf der Lieder, die Bergk in seiner Schrift vorführt, sind der Iris entnommen, und es gehören demnach diese allein in den Rahmen unserer Untersuchung. Eins davon, das Sinngedicht „Den Männern zu zeigen“, ist wirklich allgemein anerkanntes Eigentum Goethes und auch schon unter den zehn Liedern im vorhergehenden Abschnitt erwähnt. Bergk glaubte freilich, damit einen neuen Fund gemacht zu haben. Dass er sich darin irrte, hat Strehlke[1] in seiner An-

[1] Bd. III, pg. 199. Goethes Werke.

merkung zu diesem Liede gezeigt. Es war schon in allen unechten Ausgaben abgedruckt worden, dann 1833 in den „Nachgelassenen Werken“ erschienen und 1836 von neuem gedruckt worden.[1] Die übrigen bezeichnet Bergk als Sesenheimer Lieder. Können sie auch der Februar-Sendung, der Bergk sie zuschreibt, nicht beigelegen haben, so könnten sie doch, sollten sie sich als echt erweisen, von Strassburg aus im Mai nach Düsseldorf geschickt worden sein. Sie stehen nämlich erst im Juniheft der Iris, und im Mai hatte Goethe mit Lenz in Strassburg seine Erinnerungen an Sesenheim wieder aufgefrischt.

Zwei der Lieder bedürfen aber keiner genaueren Untersuchung, nämlich „Denkmal der Freundschaft“ und „Freundin aus der Wolke“, da sie schon längst mit Bestimmtheit Goethe abgesprochen und Lenz zugeschrieben worden sind. Es sind also von den fünf Gedichten nur zwei zu berücksichtigen. Zu dem einen, das Bergk „Sehnsucht“ überschrieb, ist aber noch ein anderes hinzuzuziehen, das er mit diesem zusammen in Jacobis Nachlass abgeschrieben fand und als eng verwandt bezeichnet. Er nannte es „Unbewusste Liebe“. Die Gedichte lauten:

(Unbewusste Liebe.)

„Ob ich dich liebe, weiss ich nicht:
Seh ich nur einmal dein Gesicht.
Seh dir ins Auge nur einmal,
Frey wird mein Herz von aller Quaal;
Gott weiss, wie mir so wohl geschicht!
Ob ich dich liebe, weiss ich nicht.“

(Sehnsucht.)

„Ach wie sehn ich mich nach dir,
Kleiner Engel, nur im Traum,
Nur im Traum erscheine mir!
Ob ich da gleich viel erleide,
Bang um dich mit Geistern streite,
Und erwachend atme kaum.
Ach wie sehn ich mich nach dir,
Ach wie teuer bist du mir
Selbst in einem schweren Traum.“

[1] Nun W. A. IV, 163. D. I. G. III, 150.

Im Manuskripte des Nachlasses stehen beide ohne Ueberschrift auf einem Blatte mit dem bekannten Liede Goethes „Willkommen und Abschied“, von Jacobis Hand geschrieben. Hieraus entnahm Bergk, dass Jacobi alle drei Gedichte als von Goethe stammend ansah und dass sie deswegen auch wirklich Goethe zuzuschreiben seien. Ein wirkliches Zeugnis aber dafür, dass Jacobi Goethe für den Verfasser der beiden Gedichte hielt, haben wir nicht, und wenn er von Goethes Autorschaft überzeugt gewesen sein sollte, so wäre auch das noch kein genügender Beweis; denn er war kein so scharfsinniger Kunstrichter, dass ihm nicht eine Verwechslung zuzutrauen wäre. Dazu kommt noch, dass Jacobi im Frühjahr 1775, als Goethe Beiträge zur Iris schickte, wenig in Düsseldorf war und nur durch Berichte Heinses von den Vorgängen unterrichtet wurde. Weiter ist aus Goethes Briefen und aus den Briefen Fritz Jacobis und der Damen in Pempelfort zu ersehen, dass Goethe mit seinen Beiträgen oft Lieder und anderes von Lenz schickte. Und da Lenz sogar versucht haben soll, die Handschrift Goethes nachzuahmen, ist es leicht möglich, dass Jacobi, als er später die ziemlich ungeordneten Irispapiere durchblätterte, die Handschrift von Lenz als von Goethe herrührend angesehen hat.

Der Hauptgrund aber, der Bergk veranlasste, diese Gedichte Goethe zuzuschreiben, war, dass sie nach seinem Gefühl unverkennbar das Gepräge Goethescher Poesie an sich tragen. Als er die ersten Zeilen des ersten Gedichts gelesen hatte, war er gleich der Ueberzeugung, sie könnten nur von Goethe herrühren. Und als er das Blatt umwandte und das bekannte „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde“ las, glaubte er seine Vermutung genügend bestätigt. Aus jeder Zeile wehte ihm der Hauch Goetheschen Geistes entgegen. Näher führt er seine Behauptungen nicht aus; dass ihn aber sein Gefühl nicht immer richtig leitete, haben wir schon an den beiden Liedern von Lenz gesehen.

Noch eine weitere Stütze für seine Ansicht glaubt Bergk gefunden zu haben. Beide Gedichte seien, so meint er, im vollen Sinne des Worts „zum Singen geschrieben“. Lenz hingegen habe nur Verse auf Papier geschrieben, die alles musikalischen Wohlklangs entbehrten. Gewiss war Lenz in dieser Hinsicht nicht sehr erfolgreich in seiner Nachahmung Goethes; aber diese Ge-

dichte sind unstrophisch und schon deswegen nicht zum Singen bestimmt, und ausserdem ist ihr Rhythmus nicht einmal so glatt wie der des Liedes „Balde seh ich Rickgen wieder", das Bielschowsky[1] gerade wegen der zerhackten Verse Goethen abspricht.

Noch zwei Gründe führt Bergk für Goethe ins Feld. Alle drei Lieder, meint er, gehören innerlich zusammen, so dass sie eine Trilogie bilden, indem das erste den Gedanken der unbewussten Liebe, das zweite die Sehnsucht nach der entfernten Geliebten, also die schon gereifte Liebe seitens des Dichters, und das dritte, „Willkommen und Abschied", die erfüllte Liebe, die Gegenliebe seitens der Geliebten enthalte. Goethe hat aber seine Lieder nicht so logisch ausgedacht, und andererseits lassen sich solche Trilogien durch Gruppierung verschiedener Gedichte leicht herstellen. Der andere Grund ist ein formaler: beide Lieder nähern sich der Form des Trioletts. Doch ist diese Form für Goethe nicht charakteristisch und kann deswegen als Beweis nicht angeführt werden. Auch unter den Lenzschen Gedichten finden sich ähnliche Annäherungen an diese Form.[2]

Trotz der wenig entscheidenden Beweise aber, die Bergk vorgebracht hatte, fanden sich doch manche, die seine Ansichten teilten. Düntzer[3] nimmt beide Lieder auf und gibt dem ersten die Ueberschrift „Bedenken", dem zweiten „Traumerscheinung". Er erwähnt für das erstere noch den Umstand, dass Bettina von Arnim es 1834 verändert und erweitert an Schleiermacher gesandt und wohl durch Familienüberlieferung gewusst habe, dass es von Goethe sei. Hierin stimmt von Loeper[4] mit Düntzer überein; er meint, dass Bettina von ihrer Mutter und Grossmutter es als eine Jugenderinnerung gehört haben könne. Die Verse aber, die Bettina an Schleiermacher sandte,[5] haben mit dem Original gerade nur soviel gemein, dass man ihre Aehnlichkeit mit demselben erkennen kann. Bettina macht durchaus keinen Versuch, das Original als ein wertvolles Gedicht Goethes hinzu-

---

[1] Goethes Jahrbuch XII, pg. 222.
[2] Weinh. Ausgabe No. 157 H. 194, 16 [2].
[3] Goethes Werke (Deutsch. Nat. Lit.) III, pg. 152.
[4] Schnorrs Archiv V, pg. 95 ff.
[5] cf. Pückler-Muskau Briefwechsel I, pg. 220. (No. 52.)

stellen, sondern zitiert es nur in scherzhafter Umdichtung. Auch wäre die einfache Bekanntschaft mit dem Liede noch kein Grund zu der Behauptung, dass Bettina es als eine Jugenderinnerung an Goethe aufbewahrt habe. Sophie von Laroche und ihre Tochter Maximiliana interessierten sich sehr für die Iris. Bettina wird wohl auch die Beiträge ihrer Grossmutter darin gelesen und so dieses Lied kennen gelernt haben.

Gruppe[1] meint, für einen Kenner sei es zweifellos, dass beide Lieder von Goethe herrührten; er gibt aber weiter keine Beweise an. Strehlke[2] ist der Meinung, dass man zwar nach Bergk, Goethe nicht mit voller Sicherheit, doch mit aller Wahrscheinlichkeit als den Verfasser ansehen könne. An anderer Stelle meint Strehlke[3] wieder, Goethe sei wahrscheinlich nicht der Autor, und die Gründe, die Bergk vorbringt, sind ihm nicht hinreichend. Im jungen Goethe[4] wird nur das letztere Gedicht Goethe zugeschrieben. Auch Franz Lichtenstein[5] sieht dieses als ein Lied Goethes an und nennt es einen Nachklang von Goethes Liebe zu Friederike. Er versucht zu zeigen, dass es mit der Beschreibung in Dichtung und Wahrheit übereinstimmt, in der Goethe von unruhigem Schlaf und schweren Träumen nach einer Feier in Sesenheim erzählt. Doch lässt sich diese Beschreibung einer unruhigen Nacht nach einem lustigen Abend kaum mit der Situation des Gedichtes, also Sehnsucht nach der entfernten Geliebten, vergleichen. Ich wenigstens finde in dem Zustand, den Goethe in seiner Biographie beschreibt, keine Verwandtschaft mit dem, den der Dichter dieses Liedes schildert.

Nach H. Siebs[6] ist die Autorschaft des ersten Gedichtes schwer festzustellen; er meint, dass es nichts Charakteristisches enthalte. Auch getraut er sich nicht, das zweite mit Sicherheit Goethe zuzuschreiben, gibt aber nach seinem subjektiven Empfinden die Möglichkeit zu, dass Goethe es verfasst habe. Dann aber nennt er es ein Lili-Gedicht und setzt es in die Zeit der

---

[1] Leben und Werke deutscher Dichter V, pg. 95 ff.
[2] Goethes Gedichte III, pg. 470.
[3] Goethes Werke III, pg. 401.
[4] I, pg. 276.
[5] Goethes Jahrb. III, pg. 324 ff.
[6] Preuss. Jahrbuch, 88.

ersten Reise in die Schweiz, spricht ihm also alle Verwandtschaft mit dem vorigen Gedicht ab. Zwar hat Siebs recht insofern, als die Sehnsucht nach Lili dieser Zeit angehören könnte, doch war es nicht Goethes Art, diese Stimmung, wie es in unserem Gedichte geschieht, herbeizuwünschen. Vielmehr war seine Gemütsverfassung die, die er uns in dem Liede „Auf dem See“ verrät.

„Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg du Traum! so gold du bist —“

Von anderen, besonders von neueren Forschern werden die Gedichte überhaupt nicht erwähnt. In der Weimarer Ausgabe[1] sind sie jedoch abgedruckt unter den Goethe-Gedichten zweifelhaften Ursprungs. Da aber weder Bergk noch seine Anhänger bei diesen beiden Gedichten Goethes Autorschaft nachgewiesen haben, so soll im nachfolgenden über deren Ursprung eine Untersuchung angestellt werden.

Das erste Gedicht ist eine kurze, leidenschaftliche Anrede des Dichters an ein Mädchen, das er erst vor kurzem kennen gelernt hat. Er fühlt zu ihr eine Neigung, die er sich noch nicht Liebe zu nennen getraut. Er weiss nur zu sagen, dass bei ihrem Anblick ein Gefühl des Wohlseins ihn überkommt und ihn von aller Qual befreit.

Bergk setzt das Gedicht in die zweite Hälfte des Oktober 1770. Anfang Oktober war Goethe zum erstenmal in Sesenheim gewesen, und am 15. hatte er seinen ersten Brief an Friederike geschrieben. Aus diesem Briefe greift nun Bergk eine Stelle heraus, die seiner Meinung nach an das Gedicht anklingt. Goethe schreibt: „So viel aber merk ich an einer gewissen Unruhe, dass ich gerne bei Ihnen sein möchte.“ Da ist allerdings, wie in dem Gedichte, von einer unbehaglichen Stimmung geredet, die beim Anblick der Geliebten schwinden würde; aber dafür, dass sich Goethe über sein Gefühl für Friederike noch nicht recht klar gewesen wäre, bietet der Brief nicht den geringsten Anhalt. Es heisst da im Gegenteil: „Für unsere Herzen wollt ich schwören“, und weiter: „Sie, zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, der ich Sie so lieb habe, nicht wieder

[1] IV, pag. 363.

ein Bissgen günstig seyn?“ Also ist er sich seiner Liebe nicht nur schon völlig bewusst, sondern er ist auch ihrer Gegenliebe fast sicher.

Nun spricht allerdings auch das erste Lied, das Friederike von Goethe erhielt, von dieser Unruhe, und deren Linderung wird fast in den gleichen Worten beschrieben:

„In einem deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.“

Aber auch hier bekennt der Dichter bestimmt und mit Leidenschaft seine Liebe, und der ganze Ton, in dem er das tut, verrät, dass er auch der Gegenliebe sicher ist.

Wollen wir aber mit Bergk das in Frage stehende Gedicht, das mit den Worten „Ob ich dich liebe, weiss ich nicht“ anfängt und schliesst, für Goethe und die erste Zeit seiner Bekanntschaft mit Friederike in Anspruch nehmen, so müssten wir es entweder als zaghaftes Bekenntnis oder als launige, neckige Anrede auffassen. So zaghaft sich auszusprechen, lag aber für Goethe kein Grund vor, da er sich in seiner Liebe zu Friederike von Anfang an sicher fühlte. Und gegen die Annahme, dass er eine neckische, launige Anrede beabsichtigt habe, sprechen die anderen Zeilen des Gedichtes, die ernst, fast leidenschaftlich gehalten sind. Dieser ernste Ton würde weiter auch nicht zusammenstimmen mit der Frische und Heiterkeit, die aus den Liedern Goethes an Friederike uns entgegenweht. Unser Gedicht passt also nicht in diese Zeit hinein.

Der Umstand aber, dass Jacobi sich diese beiden Lieder mit dem Goetheschen „Es schlug mein Herz“ abschrieb, erleichtert sehr die Suche nach einem anderen möglichen Dichter. Wie schon bemerkt, schickte Goethe wiederholt nach Düsseldorf zusammen mit seinen Beiträgen allerlei Produkte Lenzens. Da bei der nachlässigen Leitung der Iris die Papiere gewiss durcheinander gerieten, ist es wohl möglich, dass Jacobi später Lieder von Lenz als von Goethe verfasst ansah und zwei spätere mit einem früheren zusammenstellte. Vor allem ist es klar, dass Jacobi unter allen Beiträgen nur Gedichte von Lenz mit solchen Goethes verwechseln konnte, da sich sonst unter den Beiträgen

zur Iris kein Gedicht befand, das auch nur annähernd Anlass zu einer derartigen Verwechslung hätte bieten können.

Das Gedicht „Unbewusste Liebe“ steht im Juliheft der Iris von 1775. Es könnte also wohl durch Goethe von Strassburg aus geschickt worden sein, wo er mit Lenz die schönsten Freundschaftsstunden verlebte. Goethe hatte dem Freunde wohl viel von seiner früheren Liebe zu Friederike erzählt, Lenz ihm wiederum von seiner Neigung vorgeschwärmt und ihm seine Gedichte auf Friederike vorgelegt. Goethe hat dann die beiden Gedichte, die uns jetzt beschäftigen, mit den beiden anderen Liedern von Lenz: „Denkmal der Freundschaft“ und „Freundin aus der Wolke“, die aus dieser Zeit stammen, an Heinse geschickt. Heinse fand im vierten Bande der Iris für drei derselben Platz und bewahrte das vierte zu späterem Druck auf. Da er aber die Leitung der Zeitschrift aufgab, wurde es vergessen, bis es Jacobi später fand und abschrieb.

Auch scheint die Situation in dem ersten Gedichte Lenzens damaliger Stimmung angemessen und der darin angeschlagene Ton seiner gewöhnlichen Ausdrucksweise entsprechend zu sein. Diese starke Leidenschaft einer zaghaften Liebe, die gemacht und künstlich gesteigert erscheint, ist Lenz sehr gut zuzutrauen. Denn schon Goethe zweifelte an der Echtheit seiner Liebe zu Friederike. Eine Untersuchung der Sprache und der Form, soweit sie ein so kurzes Gedicht zulässt, wird uns in der Annahme, dass Lenz der Verfasser ist, noch bestärken.

Besonders erinnern an Lenz der zweite, dritte und vierte Vers:

„Seh ich nur einmal dein Gesicht,
Seh dir ins Auge nur einmal,
Frey wird mein Herz von aller Quaal.“

Zwar finden sich bei Goethe verwandte Gedanken, so in Vers 7 und 8 von „Ein grauer, trüber Morgen“:

„In einem deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück“,

oder in „Christel“ Vers 9 ff.

„Das schwarze Schelmenaug dadrein,
Die schwarze Braue drauf,
Seh ich ein einzigmal hinein
Die Seele geht mir auf.“

Aber bei Lenz haben die gleichen Bilder nicht den fröhlichen, heiteren Anstrich. Aus einem tieferen Dunkel heraus muss ihn der Blick der Geliebten reissen, und indem er das Wohlgefühl, das dieser Blick verursacht, schildert, muss er zugleich seine frühere trostlose Lage und seine Qual möglichst verraten, so

„Ja ein Blick von dir zerteilet
Der Verzwieflung Nacht in mir", [1]

oder in demselben Lied

„Pfillis! auch nur Augenblicke
Lacht, was jede Anmuth stillt,
Lächelt dein geliebtes Bild
Es von ew'gen Gram zurücke."

Oder

„Dein Auge giesst wie Saft der Reben
In todte Adern Geist und Leben." [2]

Gewiss ist der Vers „Frey wird mein Herz von aller Quaal" diesen Versen viel verwandter als denen Goethes.

Auch die Form dieser Verse spricht für Lenz. Eine Wiederholung wie

„Seh ich nur einmal dein Gesicht,
Seh dir ins Auge nur einmal",

wo im zweiten Verse nicht nur der Gedanke, sondern so ziemlich auch der Wortlaut des ersten Verses wiederholt wird, ist für Lenz charakteristisch. Wieder finden wir zwar bei Goethe ähnliche Beispiele, so in „Wanderers Sturmlied"

„Ihr seid rein, wie das Herz der Wasser,
Ihr seid rein, wie das Mark der Erde",

oder auch in dem Sesenheimer Lied „Ich komme bald"; doch haben die Wiederholungen hier einen Wohlklang und poetischen Effekt, den die Verse unseres Liedes entbehren. In den meisten Gedichten von Lenz finden sich kürzere und längere Wiederholungen.[3] So z. B.

---

[1] Weinh. Ausgabe, No. 24[e] ff.
[2] Weinh. Ausgabe, No. 23 ff., siehe noch No. 55, 57, 32.
[3] Siehe Weinh. Ausg., No. 28, 41, [36] ff. 8, [10] ff. 31, [30] ff.

„Dann wein ich, wenn ich will, und
Niemand schilt die Thränen,
Dann seufz ich, wenn ich will, und
Niemand schilt den Schmerz.“ [1]

Am häufigsten sind die Wiederholungen in dem Gedichte „Nachtschwärmerei“,[2] wo fast in jedem Verse eine zu verzeichnen ist. Einige Verse mögen als Beispiel dienen:

„Schämst du dich, Wange, von jenen
Flammen zu brennen,
Schämst du dich, Auge, von jenen
geheimen Zähren,
Jenen süssen, süssesten aller meiner
Zähren
Wieder still befruchtet zu werden?“

Entschieden gegen Goethe und für Lenz zeugt auch noch der Reim „geschicht“ — „nicht“ in den letzten Versen. Goethe gebrauchte solche veraltete Formen damals nicht mehr, während sie bei Lenz auch sonst zu belegen sind.[3]

So findet sich trotz des spärlichen Materials noch manches, was in diesem Gedichte gegen Goethe und für Lenz als Verfasser zeugt.

Die Situation des zweiten Gedichtes ist folgende: Der Dichter ist von seiner Geliebten getrennt und hat keine Aussicht, sie bald wieder zu sehen. Er wünscht sie dafür wenigstens im Traume zu schauen, wäre derselbe auch so schwer, dass er sich im Kampfe mit Geistern erschöpfen müsste, um zu ihr zu gelangen. Die letzten drei Verse bilden dann einen matten, sentimentalen Schluss.

Dieses tragische Pathos mit einem solchen Schluss Goethe zuzutrauen, hat noch weniger Berechtigung, als ihm die Situation des ersten Gedichtes zuzuschreiben. Der Ton des Gedichtes ist viel zu tragisch, als dass es in Goethes Verhältnis zu Friederike hineinpassen könnte, das viel heiterer, aber auch viel tiefer war.

Für Lenz aber, der in einer unglücklichen Liebe sich besonders gefiel, ist dieser Ton mit der Häufung der Qualausdrücke

---

[1] No. 28, [31] ff.
[2] No. 46.
[3] Weinh. Ausgabe, No. 18, Vers 9 u. 10.

geradezu charakteristisch. Liest man dieses Gedicht und dann die Begründung, die Zoeppritz gibt,[1] um nachzuweisen, dass Lenz der Autor der Gedichte „Urania", „Auf eine Papilotte" und „An Seraphine" sei, die er in Fritz Jacobis Nachlass gleichfalls mit Gedichten Goethes zusammen abgeschrieben fand, so braucht man auch für diese Verse kaum eine weitere Ausführung. Da heisst es: „Denn der Gegenstand und die ganze Empfindungsweise, mit der er (Lenz) erfasst wird, ist bis ins einzelne Lenzisch: Die schwermütige Melancholie, die die Geliebte aus der Ferne anbetet wie ein Heiligtum, ohne Hoffnung, auch nur einen Blick von ihr zu erhalten, die mächtig gewachsene Leidenschaft, die einen wenn auch nur äusserlichen Verkehr mit der Geliebten errungen hat, aber in diesem Kosten des Glücks nur die Unmöglichkeit, das Ziel der Wünsche zu erreichen, um so düsterer, um so verzweiflungsvoller vor sich sieht. Endlich die aufdämmernde Gewissheit, dass auch die Geliebte sich von ihm wendet, und dass nur Tod und Verzweiflung ihm übrig bleibe." Diese Beschreibung passt so auf unser Lied, dass wir es wohl ohne weitere Erörterungen Lenz zuschreiben könnten. Aber noch andere Umstände lassen in Lenz den Verfasser vermuten. Der schwache Schluss, der wie ein bisschen Stossseufzer wirkt, ist in Liebesliedern dieses Dichters wiederholt zu finden. Nur ein Beispiel einer solchen gesuchten Pointe:

„Und keine sah es, was ich litte,
Und keine hörte meine Bitte,
Verstand mein Sehnen, meine Pein,
Mir liebenswert, mir, was du bist, zu sein.
Jetzt hab' ich dich — und soll dich lassen —
Eh' möge mich die Hölle fassen!"[2]

Auch liebt es Lenz, in seinen Gedichten die Ausdrücke für den Schmerz und das Leiden so zu häufen, wie es in diesem Liede geschieht: „viel erleide", „bang — mit Geistern streite", „athme kaum". Wie das erste Gedicht, so weist auch dieses zweite Wiederholungen auf: „nur im Traum", „in einem schweren Traum", und Goethe würde in den wenigen Versen wohl kaum

[1] Aus F. H. Jacobis Nachlass, herausg. von Rudolf Zoeppritz, II, p. 288.
[2] No. 7, [7] ff.

das „Ach“ dreimal gesetzt haben, während sich bei Lenz Aehnliches auch sonst findet,[1] z. B.

„Selbst ach! dein Glück verlangt's, ich
fühl es, ach! mit Zittern!“

Das Motiv, für die Geliebte mit Geistern zu streiten, habe ich in keinem anderen Gedichte von Lenz finden können, doch kommt das verwandte Motiv, für die Geliebte zu leiden und zu sterben, oft vor,[2] so dass auch diese Verse Lenz wohl zuzutrauen sind. Am ähnlichsten ist das Lied:[3]

„Geduld und unerschrocken Muth
Beseelen mein getreues Blut
Und fürcht mich nicht zu sterben.
Der Himmel kostet Leiden hier,
Ich leide froh, kann ich von dir
Mir einen Blick erwerben.
Nur du verdienst beglückt zu sein,
Drum will ich gerne Gram und Pein
In meine Brust verschliessen.“

Auch der Ausdruck „Kleiner Engel“ spricht eher für Lenz als für Goethe. Lenz redet seine Geliebte wiederholt mit „Engel“ an, allerdings ohne das Epitheton „Kleiner“, so z. B.: „Ach Engel liebst du mich?“[4] oder

„Aufopfern Dich, Du himmlischer Gewinn,
Dich Engel, einer Buhlerin?“ —[5]

In Goethes Jugendgedichten andererseits findet sich der Ausdruck nur einmal in dem Liede „An Belinde“.

So zeigen Situationen, Gedanken und Wortlaut, dass Goethe keinesfalls, Lenz aber mit einiger Sicherheit als der Dichter dieser beiden Lieder anzusehen ist.

Das dritte Gedicht,[6] das Bergk anführt, ist ganz anderen Schlages; es ist eine Elegie:

---

[1] Siehe No. 19. 24 (pg. 112). 46, pg. 1.[48], 48. 65. 66.
[2] Siehe No. 42, 45, 24. pg. 112, 28. 55. 70. 84.
[3] No. 71.
[4] No. 19.
[5] No. 21.
[6] Iris V.[3], 249, 50.

„Langsam ziehen Wolken Wolken nach;
Langsam rinnt der Bach
Unter hingebognen dunklen Büschen;
Kleine Winde säuseln schwach
In das Laub; ein Vogel singt dazwischen
Ein verwaistes Lied;
Eine Blume sieht
Ohne Schwester sich im stillen Bach.
Jedes Lüftchen, Ach!
Zitternd in den grünen Finsternissen
Säuselt meinen Kummer wach.
O so weit von ihren Küssen,
Hier am Bach:
Der verwaiste Vogel singt mir Armen,
Und die Blume nickt Erbarmen
Dem Verlassnen, dem Verlassnen, Ach!
Liebe, komm in diesem Windeswehen,
Lass ihr Bild am Ufer gehen,
Ihren Schatten lass mich schimmern sehen,
Auf dem Grase finden ihre Spur;
Zur Besänftigung des langen Leidens,
Hören ihren Fusstritt nur,
Oder nur das Rauschen ihres Kleides.“

Eine melancholische, sentimentale Klage eines von seiner Geliebten Verlassenen. Trotz des Schwermütigen ist aber durch und durch ein Anklang an den leichten, zierlichen Ton eines der graziösen Dichter jener Zeit zu spüren. Die ganze Naturbeschreibung ist die eines solchen Dichters: Die Wolken, der Bach, die dunklen Büsche, die Vögel und Blumen sind seine Umgebung, die mit ihm empfindet. Nur die letzten sieben Verse entbehren plötzlich des zierlichen Tones, und das echt Leidenschaftliche gewinnt mehr die Oberhand. Es machen die Verse den Eindruck, als ob sie von einem der graziösen Dichter geschrieben seien, der auf gutem Wege ist, sich von dem anakreontischen Element zu befreien.

Trotz dieses sentimentalen und zierlichen Tones aber schreibt Bergk das Gedicht Goethe zu und nennt es ein Lili-Lied aus dem Herbst 1775. „Wer mit Goethes Art und Dichtungsweise vertraut ist, der dürfte nicht zweifeln, sie hier wieder zu erkennen“, meint er. Die tändelnden Ausdrücke entschuldigt er damit, dass dies eben nur ein erster Entwurf Goethes sei. Doch

sind diese im ersten Teil des Liedes besondes zu überwiegend und Goethes Empfinden im Herbste 1775 zu fremd, als dass sie nur zufällig unterlaufen sein könnten. Wollte man, gegen das Gefühl urteilend, das Gedicht Goethe zusprechen, so müsste man annehmen, dass Goethe hier wieder zu seiner früheren anakreontischen Dichtungsweise zurückgegriffen habe wie in dem Gedicht „Rettung", vielleicht nur um der Zeitschrift ein recht passendes Lied zu schicken. Dann hätte er aber wohl keine Elegie, sondern ein leichtes, spielendes Gedicht geschrieben, das denen Jacobis ähnlicher gewesen wäre. Vor allem hätte er diesen Versuch wohl nicht an einem Lili-Lied unternommen; denn in seinem Verhältnis zu Lili handelte es sich nicht um etwas Gemachtes, sondern um wirkliche Leidenschaft.

Bergk meint, die plastische Klarheit der Schilderung weise auf Goethe hin. Die Schilderung der Natur ist aber ganz und gar die der graziösen Dichter, und unter denen, die für die Iris schrieben, kann nur Jacobi in Frage kommen eben wegen der Plastik und noch mehr wegen der wunderbaren Verquickung der Stimmung der Umgebung mit dem Empfinden des Dichters.

Ausserdem fällt dieses Gedicht in die Zeit, in der sich bei Jacobi der grosse Umschwung seiner Dichtungsart vollzog und er, von Liebe zu seiner Cousine erfasst, begann, seinen Gedichten wirklich Selbstempfundenes zu Grunde zu legen. Auch war kurz vor dem Erscheinen dieses Liedes die Katastrophe in diesem Liebesverhältnis eingetreten und ihm jeglicher Verkehr mit seiner Geliebten verboten worden. Daher der klagende, traurig gestimmte Ton des Gedichtes, der sich jetzt auch in seinen anderen Liedern bemerkbar macht.

Im zweiten Stücke des ersten Bandes der Iris[1] steht von Jacobi eine Abhandlung über die Elegie, in der wir Bildern begegnen, die mit denen in unserem Gedichte ziemlich übereinstimmen. Von einer Verlassenen wird dort geredet, die in der Abenddämmerung von den Blumen und von den Vögeln bemitleidet, aber von ihrer traurigen Stimmung doch nicht befreit wird. Auch von jener Mischung der Stimmungen ist die Rede, wie sie unser Gedicht enthält, das erst einen tief traurigen Ton anschlägt,

[1] III.², 53 ff.

dann aber in der Anrede an die Liebe heiterer, wenn auch nicht direkt freudig schliesst. Nur wird in der Abhandlung der Kontrast noch viel schärfer gezeichnet. „Jene Wehmut und dieses mit Tränen unterbrochene Lächeln sind der Inhalt und der Ausdruck der Elegie", sagt Jacobi da.[1] Auch findet sich in dieser Zeit in der Iris eine Elegie[2] von Jacobi, die ähnliche Bilder enthält und diese Mischung der Gefühle noch besser ausgeprägt hat:

„So mancher Rasen, grün und weich,
So manches Wäldchen, Schattenreich!
So manches Wiegenlied im Bach!
Der Lüfte Säuseln so gemach!
Und seh ich alles, alles an;
Kein Plätzchen, wo ich ruhen kann!
Am Wasser nicht, im dicksten Hain,
Und nicht im blassen Sternenschein!
Kein Ruheplätzchen Nacht und Tag,
Seit ich an ihrem Busen lag!"

Das „Wäldchen schattenreich", der „der dickste Hain" das „Wiegenlied im Bach", „der Lüfte Säuseln", das sind alles Ausdrücke, wie wir sie in dem anderen Gedichte ganz ähnlich finden: „dunkle Büsche", „langsam rinnt der Bach", „kleine Winde säuseln".

Auch dafür, dass die Umgebung mit dem Dichter empfindet und ihn zu trösten sucht, wie das im Vers 9 ff unseres Gedichtes dargestellt wird, findet sich bei Jacobi ein Beispiel. In seinem Gedicht „Trauer der Liebe" heisst es:

„O, da gab die finstre Laube
Leisen Trost im Abendschein;
O, da kam ein süsser Glaube
Mit dem Morgenglanz im Hain;
Da vernahm ich's in den Winden,
Ihr Geflüster lehrte mich:
Dass ich suchen sollt' und finden,
Finden, holde Liebe: dich!"

Auch für den letzten Teil des Gedichtes, der für Jacobi am fremdesten klingen könnte, lassen sich Parallelen finden, die

[1] III.², 54.
[2] VI.¹, 324.

aber in späteren Gedichten zu suchen sind, während das umstrittene Gedicht eins der ersten dieser geläuterten Dichtungsart Jacobis ist. So heisst der Schluss eines Liedes, das auch im metrischen Aufbau viel an diese Elegie erinnert:

„Kann, o traute Liebe! nie
So mit innigem Verlangen,
All so fest wie meine Seele sie
Mich die Engelseel umfangen —
So erleucht ein Blick von ihr
Diese dunklen Pfade mir;
Lass mich nur um ihre Schönheit schweben,
Und mein Herz in ihrem Glanze leben."

Strehlke, der das Gedicht sonst Jacobi zuschreibt, meint, die letzten sieben Verse könnten sehr gut von Goethe herrühren. Dann müsste aber Goethe in seiner ersten Weimarer Zeit mit Georg Jacobi, bez. mit der Iris noch in Verbindung gestanden haben. Denn früher als Ende Februar oder Anfang März 1776 kann der erste Teil des Gedichtes nicht entstanden sein, und Jacobi müsste Goethe seine Gedichte im Manuskripte zugeschickt haben. Doch ist das nicht der Fall. Goethe schickte der Iris nach seinem Fortgange nach Weimar nichts mehr zu, da die Zeitschrift ja schon am Absterben war. Auch hörte in der ersten Weimarer Zeit sogar der Verkehr zwischen Fritz Jacobi und Goethe auf. Soviel lässt sich von diesen letzten Versen aber behaupten: Obgleich sie an den früheren zierlichen Stil Jacobis noch leise Anklänge enthalten, wie „Lass ihr Bild am Ufer gehen", „Ihren Schatten schimmern sehen", „Auf dem Grase finden ihre Spur", so zeigt doch die Echtheit ihrer Leidenschaft und das Fehlen des Tändelnden, dass Jacobi von Goethe manches gelernt hatte. Was die Auswahl der Worte anbetrifft, so finden sich durch das ganze Gedicht Anklänge an Jacobis Stil. Für den ersten Vers „Langsam ziehen Wolken, Wolken nach" ist bei Jacobi keine genaue Parallelstelle nachzuweisen; doch gefielen ihm Wiederholungen der Worte und Klänge sehr, wie folgendes Beispiel[1] zeigt:

[1] Werke III, 245, siehe auch III, 211 ff.

„Hüllt, ihr Wolken, hüllt den Schein
Immer tiefer, tiefer ein!
Vor ihm bergen will mein Herz
Seinen tiefen, tiefen Schmerz.“

In dem Verse „Kleine Winde säuseln schwach“ ist jedes Wort für seine Dichtungsart charakteristisch;[1] ebenso im Vers 8 „Stillen Bach“ und im nächsten Vers „Jedes Lüftchen“. Auch „Finsternisse“,[2] in Vers 10 ist ein Jacobi geläufiges Wort, besonders für „grüne Finsternisse“ sind Anklänge zu finden, so „verschwiegenen grünen Haiden“,[3] grüne Höhlen“[4] und „finsteren Hain“.[5] Die zahlreichen Wiederholungen des Wortes „Bach“, das Entferntsein von den Küssen der Geliebten und der Gebrauch des Wortes „Armen“ und „Verlassenen“,[6] alles das weist auf Jacobi hin.

Zuletzt will Bergk noch aus der kunstvollen Behandlung der Reime die Autorschaft Goethes beweisen. Aber gerade die Reimworte sind dieselben, die bei Jacobi am häufigsten zu finden sind, und die Aneinanderreihung ist kaum kunstvoll zu nennen. Achtmal ist derselbe Reim durchgeführt: nach, Bach, schwach, Bach, ach, wach, Bach, ach! Goethe hätte das sicher geschickter gemacht; für Jacobi dagegen spricht, dass sich unter seinen Liedern eine Parallele[7] findet. Auf diese war zwar Bergk auch aufmerksam geworden; aber er sucht ihr Vorhandensein damit zu erklären, dass er behauptet, Jacobi habe eben von Goethe gelernt. Jacobi hatte aber im Versbau auch schon vor diesem Gedichte manchen Fortschritt gemacht.

Der Versuch Bergks, dieses Lied Goethe zuzuschreiben, hat sehr wenig Anklang gefunden. Die meisten Forscher erwähnen es überhaupt nicht. Nur Gruppe[8] ist Bergk blind gefolgt. Er meint, Goethe habe es in seine Werke nicht aufgenommen, da

---

[1] Siehe II, 198; II, 216; III, 22; III, 245 ff.
[2] Siehe III, 8; III, 59; III, 108 ff.
[3] I, 53.
[4] II, 169.
[5] III, 22.
[6] III, 38; III, 248.
[7] „An die Liebe“, III, 218.
[8] Leben und Werke deutscher Dichter, IV, 143.

es zu wenig abgerundet und unvollendet sei. Strehlke,[1] wie schon erwähnt, führt das Lied an, meint aber, es erinnere mehr an Georg Jacobi, und gibt nur die Möglichkeit zu, dass die letzten sieben Verse von Goethe verfasst seien.

Nach meinen Ausführungen jedoch glaube ich es mit Sicherheit Jacobi zuschreiben zu können. So hätte dann Bergk unter seinen sechs Liedern nur ein einziges von Goethe gefunden, sich aber in seiner Ansicht geirrt, einen neuen Fund gemacht zu haben. Es beschränken sich demnach die Beiträge Goethes zur Iris auf die Operette und die zehn zuerst genannten Lieder.

Lenz.

Lenzens Verhältnis zur Iris wurde im Laufe der vorhergehenden Untersuchung schon erörtert. Die Lieder „Freundin aus der Wolke“ und „Denkmal der Freundschaft“ wird Goethe zusammen mit den hier Lenz zugeschriebenen Gedichten „Ob ich Dich liebe“ und „Ach, wie sehn ich mich nach Dir“ von Strassburg aus nach Düsseldorf geschickt haben. Ausserdem sind in der Iris noch zwei Gedichte von Lenz, die der Geschichte seines Verhältnisses zu Wieland angehören. Das eine davon, „Das gute Mädchen“[2] ist eine scharfe Satire auf Wieland, die Lenz auch 1775 im Separatdruck mit anderen Gedichten gegen Wieland erscheinen liess in dem Pamphlet „Éloge de feu monsieur **nd“. Es ist fast mit Bestimmtheit anzunehmen, dass Jacobi die Schärfe der Satire nicht erkannte, da er es sonst in seine Zeitschrift kaum aufgenommen hätte. Gerade gegen Wieland hätte er sich das nicht getraut, denn, obgleich er sich nicht gut mit ihm stand, schickte er doch ab und zu Gedichte an den Merkur, und auch sein Bruder war noch mit Wieland befreundet. Auch ist dies die einzige persönliche Satire in der ganzen Zeitschrift.

In dem anderen Gedichte sehen wir Lenz bemüht, sich Wieland wieder zu nähern. Es war schon im Dezember 1775 im Deutschen Museum unter dem Titel „Die Epistel eines Einsiedlers an Wieland“ erschienen. Jacobi war gern bereit, es in

[1] III, 394. Goethes Werke.
[2] III.[2], 153—154.

der Iris zu wiederholen,[1] um Wieland wegen der schon erwähnten Satire zu versöhnen, und benutzte die Gelegenheit, um in einer Anmerkung Wieland Schmeicheleien zu sagen. Es lag ihm ja viel daran, mit diesem wieder auf gutem Fusse zu stehen, da er sich dem Merkur wieder zuwenden wollte.

Die Halberstädter Dichter.

Aus dem Halberstädter Kreise, dem Gleim ursprünglich die Herausgabe der Iris zugedacht und auf den sich Jacobi in bezug auf die Lieferung von Beiträgen wohl auch sehr verlassen hatte, war die Beteiligung an der Iris nicht gross. Gleim allein, obwohl er wegen der Zeitschrift seine beiden liebsten Freunde aus seiner Nähe verlieren musste, nahm regen Anteil an derselben. Er bemühte sich nicht nur, selbst möglichst viel für die Iris beizusteuern, sondern er wachte auch stets aufmerksam über deren Wohlergehen. Von Jacobi und besonders von Heinse liess er sich ununterbrochen über alles, was die Zeitschrift anging, unterrichten, und wo es an Rat fehlte, war er stets bereit, zu helfen.

Ausser einer Anzahl von Uebersetzungen aus alten deutschen Minnegesängen, die recht frei und kunstlos sind, erschienen in der Iris noch Gedichte von ihm, kleine gelegentliche Verse ohne alle persönlichen Beziehungen, die meisten sogar auf erdichtete Begebenheiten geschrieben. Doch stand Gleim bei den Leserinnen der Iris in hohem Ansehen, und man ging mit seinen Gedichten nicht kritisch um, sondern freute sich, vom Vater der Anakreontik noch manches zu hören, so dass die Beiträge Gleims, an sich wertlos, doch für die Iris eine Anziehungskraft waren. Auch der Neffe Gleims, Gleim der Jüngere genannt, sandte einen Neujahrsgruss in Form eines unbedeutenden Gedichtes an Jacobi, das zu den schlechtesten in der Iris gehört. Von Klamer Schmidt, der ursprünglich auch zum Hauptmitarbeiter bestimmt war, erschien eine einzige Idylle, ein reimloses, in vierfüssigen Jamben abgefasstes Schäfergedicht, ein recht anakreontisches Produkt. Auch die Karschinn beteiligte sich an der Iris mit drei Liedern,

[1] VII.[1], 624—30, mit Lied „An Wieland“, Weinhold, No. 86.

die aber recht ungelenk und holperig geraten sind. Sie suchte darin die Sappho nachzuahmen, als welche sie sich gern apostrophiert hörte. Ausserdem lieferte sie noch ein arkadisches Lied, das zwar im Versmass besser gelungen ist als die anderen, aber dem Inhalte nach recht schwach und gemacht erscheint.

Die Anakreontik ist also nur spärlich in der Iris vertreten. Das ist vielleicht ganz gut gewesen; die Lyrik und die Prosabeiträge gerieten infolgedessen kräftiger und moderner, als man im Anfang hätte vermuten können.

Auch von verschiedenen anderen Seiten wurden der Iris noch Gedichte zugeschickt. Jacobi aber liess von ihnen nur wenige drucken. In dem Nachlasse Jacobis in Freiburg sind eine ganze Reihe von Briefen vorhanden, die solche Sendungen ankündigen. Aus elf Gedichten, die ein Freund Basedows einschickte, der sich A . . . . . g unterschrieb, erschien nur ein kurzes Epigramm auf die Fürstin von Anhalt-Dessau, weil der Verfasser besonders auf das Erscheinen dieses Gedichtes, das Basedow vorteilhaft sein konnte, drang. Ein gewisser Pfarrer Willich schickte fünf recht anmutige Lieder einer jungen Dame, Christiane Louise Rudolphi aus Potsdam, ein, von denen Jacobi zwei der schönsten veröffentlichte, wohl um seinen Leserinnen auch einige Proben einer Dichterin vorzuführen. Sonst findet sich von der Feder einer Frau nur noch ein recht passendes Gedicht,[1] „Caroline von **“ unterzeichnet. Ausserdem steht in der Iris ein Lied „An den Mond“[2] von Heinrich Wilhelm von Stamfort, der sich in demselben Jahre am Göttinger Musenalmanach und am Merkur beteiligte. Weiter sind noch drei Gedichte da,[3] deren Verfasser festzustellen mir nicht gelungen ist. Das eine, ein Gelegenheitsgedicht anakreontischer Natur, ist A. H. N., das andere, eine Uebersetzung aus Percys Reliques of ancient English Poetry, K. E. K. S., und das dritte „D“ unterschrieben. Diese Beiträge sind aber alle für die Zeitschrift von wenig Bedeutung.

Also beschränkt sich die Zahl der Mitarbeiter an der Iris im wesentlichen auf einen sehr engen Düsseldorfer Kreis, Joh.

---

[1] Auf eine umgehauene Eiche, d. II.[2], 148—9.
[2] d. VI.[3], 479—80, von St. unterzeichnet.
[3] V.[1], 77 u. V.[3], 184 u. III, 155—156.

Georg Jacobi und Heinse als Redakteure, Fritz Jacobi, Goethe und dessen Freunde Lenz und Schlosser, Sophie von Laroche und Gleim, die Freunde Joh. Georg Jacobis. Diese allein lieferten Beiträge, die für die Zeitschrift tonangebend waren: Jacobi moralische Aufsätze und einen guten Teil der Lyrik, Sophie von Laroche, Fritz Jacobi und Schlosser Beiträge von vorwiegend moralisch bildender Art in mehr moderner Form, auch teilweise zeitgemässen Inhalts, Heinse und Lenz Uebersetzungen der bei den Leserinnen beliebtesten ausländischen Dichter, endlich neben Jacobi, Goethe und Lenz den besten Teil der Lyrik.

KAP. V.

Wirkung der Iris.

Welchen Anklang die Iris bei dem Publikum fand, für welches sie bestimmt war, ist schon im ersten Teil der Arbeit angedeutet worden. Genaueren Aufschluss darüber, was in der Zeitschrift wohl am beliebtesten war und am meisten gelesen wurde, gibt ein Buchhändlerunternehmen aus dem Jahre 1777. Es ist ein kurzer Auszug aus der Iris, betitelt „Des Herrn Jacobi Allerlei".

Als dieser Auszug erschien, war das Schicksal der Iris bereits besiegelt. Nur die ersten 4 Bände der Zeitschrift konnten in der Zusammenstellung vertreten sein, da ja die Bände, welche Spener herausgegeben hat, erst in der letzten Hälfte des Jahres 1777 erschienen. So fallen also von selbst die längeren Beiträge von Sophie von Laroche, Lenz, Schlosser und Fritz Jacobi weg. Goethe, Georg Jacobi und Heinse sind die Autoren, aus deren Beiträgen die meisten Auszüge herrühren.

Von Lenz sind nur die Gedichte „Denkmal der Freundschaft" und „Freundin aus der Wolke" aufgenommen, vermutlich aber wurden diese als Produkte Goethes angesehen. Von Gleim steht ein einziges Gedicht darin, „An Solly" (250). Unter den anderen fünf Gedichten Gleims in der Iris war allerdings nur noch ein Originalprodukt, „Das Veilchen". Es ist besser als „An Solly" und wird auch von Heinse besonders lobend hervorgehoben. Doch scheint das Gedicht „An Solly" entweder populärer gewesen zu sein, oder, was am wahrscheinlichsten ist, es hatten Gleims Gedichte eben ihren Hauptwert darin, dass sie aus der Feder des Vaters der Anakreontik stammten. Ohne sorgfältig zu unterscheiden, nahm man ein Gedicht auf, das seinen Namen trug, und wählte dabei das kürzere. Klamer Schmidts Idylle wurde nicht mit aufgenommen, ein Zeichen, dass man anfing, solcher Gedichte überdrüssig zu werden. Dennoch liess

man ein arkadisches Lied der Karschinn zu, jedoch nur ein kurzes als Beilage zu einem ihrer Briefe. Sonst fanden von anderen Dichtern nur noch das Lied „Auf eine umgehauene Eiche“ und das Epigramm „Auf die Fürstin von Anhalt-Dessau“ Gnade: das erstere wohl, weil es als anmutiges Lied beliebt war, und das zweite, um auch diese Sammlung bei der Fürstin zu empfehlen.

Also bleiben als Hauptinhalt nur noch die Auszüge von Heinse, Goethe und Jacobi. Von diesen dreien wurde Heinse am meisten bedacht. Doch war es nicht die Popularität seiner Schriften, was die Herausgeber hierzu veranlasste, sondern ein Geschäftskniff. Mit den Lebensbeschreibungen des Tasso und der Sappho hatte Heinse lebhafte Reklame getrieben, um sie im Abonnement als Einzeldrucke zu verkaufen; doch war es ihm nicht gelungen, sein Vorhaben auszuführen.

Von dieser Reklame wollten nun die Herausgeber des Auszugs profitieren, und sie räumten die Hälfte der Sammlung diesen Lebensbeschreibungen ein.

Von den zehn Liedern Goethes wurden sieben aufgenommen. Warum die anderen drei von den Verlegern unberücksichtigt blieben, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Das eine aus dem zweiten Bande: „Mir schlug das Herz“ ist ohne jegliche Unterschrift und ihnen deshalb vielleicht entgangen, denn im allgemeinen wurden solche anonyme Beiträge nicht mit aufgenommen. Die anderen zwei aber tragen die übliche Unterschrift Goethes: P., stehen jedoch im vierten Band und wurden wahrscheinlich aus Mangel an Raum nicht mit gedruckt. Das Singspiel Erwin und Elwire nahm man nicht mit auf, da es Fritz Jacobi schon in Leipzig im Einzeldruck hatte erscheinen lassen und es also genügend verbreitet war.

Von Jacobis Beiträgen endlich wurde nicht ganz die Hälfte benutzt. Unter den Aufsätzen blieben die, welche die verschiedenen Gebiete der Poetik behandelten, gänzlich unberücksichtigt mit Ausnahme des Aufsatzes über das Briefschreiben, der aber einen zierlicheren und unterhaltenderen Ton hat als die anderen. Es lässt sich hieraus ersehen, dass diese Aufsätze nur insofern Anerkennung fanden, als sie eine unterhaltende Lektüre boten, da man wohl ihren geringen wissenschaftlichen oder auch nur belehrenden Wert erkannt hatte.

Von den sittlich bildenden Aufsätzen erschienen indessen alle bis auf einen.

Alle Gedichte, die sich nicht auf Caroline beziehen, sind ausgelassen, mit Ausnahme des einen Liedes „An Chloe“ im ersten Bande, nach dem Französischen: „jusque dans la moindre chose“. Doch ist dies ein anmutiges Liebeslied von strengem Strophenbau und fliessendem Stil, während die, welche nicht berücksichtigt wurden, entweder unstrophisch oder doch nicht von regelmässigem Versbau sind. Von den neun Liedern an Caroline sind nur drei unberücksichtigt geblieben. Das eine (III, 214), ein Aufruf an Caroline, nicht zu lange um ihre Mutter zu trauern, ist unstrophisch, unregelmässig und nicht sehr heiter und gefiel deshalb wohl nicht. Das zweite (III, 20) ist zwar fliessend und regelmässig, doch herrscht darin eine düstere Stimmung, die in den anderen nicht vorhanden ist. Mangel an Raum nur kann der Grund gewesen sein, weswegen das dritte (IV, 245) nicht aufgenommen wurde. Es ist ein heiteres fliessendes Gedicht mit gutem Fortschritt der Handlung, eines der besten Lieder an Caroline.

Sehr wichtig sind aber die Schlüsse, welche diese Sammlung uns in bezug auf die Iris ziehen lässt, nicht. Es war ein rein buchhändlerisches Unternehmen, nur auf grossen Absatz berechnet, wie schon die zahlreichen Auszüge aus Heinses Arbeiten bewiesen. Dass die Herausgeber von Goethe möglichst viel mit aufnahmen, ist selbstverständlich, aber dass ihnen manches Wertvolle hierbei entging, zeugt davon, dass die Sammlung ohne grosse Sorgfalt zusammengestellt wurde. Nur über Jacobi gibt sie uns interessante Auskunft. Seine rein belehrenden Aufsätze haben wahrscheinlich keinen Anklang gefunden, und die sittlich bildenden gefielen nur wegen ihres überwiegend unterhaltenden Stils und Inhalts. Von seinen Gedichten scheinen nur die reiferen, später entstandenen und nur wahrhaft Empfundenes darstellenden Lieder gute Aufnahme gefunden zu haben.

Ueberhaupt wird in der ganzen Sammlung die Anakreontik der Schule Gleims fast gar nicht berücksichtigt.

Die Herausgabe dieser Sammlung hat sich wohl auch als eine verfehlte Spekulation erwiesen. Der Absatz war jedenfalls nur gering, und heute findet man sie nur in wenigen Bibliotheken.

Sogar in Gleims Bibliothek in Halberstadt ist sie nicht vorhanden. Vielleicht ist sie Gleim selbst unbekannt geblieben.

Welchen Eindruck die Iris auf die Jacobi weniger befreundeten Kreise, die der Anakreontik und der ganzen empfindsamen Richtung abhold waren, gemacht hat, zeigt am besten die Rezension der Iris in Nicolais Zeitschrift: „Die Allgemeine Deutsche Bibliothek“.[1] Nicolai hatte Jacobi in seinem Roman Sebaldus Nothanker treffend karikiert. Jacobi hatte aber nicht gewagt, sich gegen ihn öffentlich zu verteidigen, sondern sich nur bei seinen Freunden über diesen Spott beklagt und Nicolai in kleinen Gedichten,[2] die er aber nicht veröffentlichte, angefochten. Doch erkannte auch Nicolai das Sanfte und Zierliche in Jacobis Stil an und behandelte ihn unter allen Mitarbeitern der Iris am nachsichtigsten. Von den Beiträgen Jacobis zur Iris beurteilte er nur die Aufsätze über die Götterlehre absprechend. Doch auch hier geht er nicht mit seiner üblichen Schärfe vor, sondern meint nur, sie seien zu ernst und trocken, die Damen könnten beim Lesen derselben über Migräne klagen. Die rein sittlichen, bildenden Aufsätze erwähnt er sogar lobend, doch spricht er nicht von ihrer unterhaltenden, zierlichen Einkleidung, die sie von den üblichen moralischen Aufsätzen anderer unterschied, sondern lobt gerade das Nützliche an ihnen, das diese Aufsätze doch wohl weniger besassen als manche Vorläufer ihrer Art. Sonderbarerweise hebt er am meisten die Aufsätze über die Dichtkunst hervor und meint, dass diese Art Arbeiten in der Iris am besten ausgefallen seien und am meisten Nützliches lehrten. Und doch sind gerade sie infolge der Sorglosigkeit und Oberflächlichkeit, mit der Jacobi arbeitete, und infolge der häufig phantastischen Einkleidung am wenigsten zu wirklicher Belehrung geeignet. Nicolai scheint an diesen Teil der Rezension mit grosser Nachsicht herangegangen zu sein; es ist ihm wohl darum zu tun gewesen, ein Lob zu spenden und hervorzuheben, dass diese Aufsätze, obwohl sie der Feder eines so sentimentalen Dichters entstammten, doch auch manches Nützliche enthielten.

---

[1] Anhang zu dem 20. bis 36. Band, Abteilung VI, pg. 3423. Mn unterzeichnet, nach Parthey von Nicolai.

[2] siehe Büchse in Pröhle, Lessing, Wieland, Heinse.

Er geht im Lobe Jabobis sogar so weit, dass er dessen Hochzeitslied (I. VII.[3], 663) als einzig nennenswertes Lied in der ganzen Iris hervorhebt; sonst, meint er, hätten ihm die Lieder nur Langeweile bereitet.

Auch mit Heinse verfährt er nicht sehr scharf. Er bezeichnet den Gedanken, das Leben des Tasso und der Sappho den Leserinnen vorzuführen, als sehr geeignet, tadelt jedoch, richtig empfindend, Heinses Sprache als zu übertrieben und blumenreich. Bei der Besprechung der Uebersetzung aus Tasso spricht aber wieder der kalte Gelehrte aus ihm; er lobt sie, weil sie die Leserinnen mit einem Teile alter Literatur bekannt mache und dadurch mehr Nutzen bringe als die Phantasie in den Romanen und sonstigen Beiträgen. So verfährt er auch mit den Romanen am allerschärfsten. Sophie von Laroches Werk nennt er die langweiligsten Briefe der Welt. Er beurteilt sie eben ganz von dem Standpunkte des trockenen Gelehrten aus, der die ganze Richtung der empfindsamen Moral verschmähte, und nicht von dem des Publikums aus, für das die Zeitschrift geschrieben wurde. Ungerecht ist er geradezu, wenn er den Roman als den schlechtesten seiner Art hinstellt und meint: „Ist denn so ein Mangel an mittelmässigen Arbeiten dieser Art, dass man das schlechteste Zeug in seine Sammlung aufnehmen muss.“

Unbillig ist er auch in der Beurteilung des Romans von Fritz Jacobi. Er schreibt darüber: „Was aber die Leserinnen mit dem unnatürlichen phantastischen Zeuge, genannt: Allwills Papiere, machen sollen, werden sie ohne Zweifel so wenig gewusst haben, wie wir. Dieser Kraftton sticht so wunderbar mit dem übrigen weiblichen Wesen der sanften Iris ab.“ Nun ist aber dieser Kraftton in den ersten drei Briefen gar nicht vorhanden; sie enthalten nur sentimentale Naturschilderungen, wie sie die Leserinnen gewöhnt waren. In bezug auf die letzten zwei Briefe in der Iris ist diese Kritik eher berechtigt, besonders da keine Fortsetzung zu ihnen erschien. Nicolai aber kannte, als er die Kritik schrieb, bereits die Fortsetzung aus dem Merkur und musste gesehen haben, dass die Briefe ein Portrait des Genies mit seinen guten und schlechten Seiten darstellen sollten. Mit diesen schlechten Seiten aber gehen die späteren Briefe streng ins Gericht, daher ist diese harte Kritik kaum gerecht. Mit

Schlosser verfährt Nicolai wieder gelinder. Als Versuch wenigstens lässt er dessen Weltgeschichte hingehen.

Wie gänzlich unversöhnlich Nicolai zu der ganzen Richtung stand, zeigt er noch in dem Schlussurteil, in dem er der Zeitschrift sogar allen Wohlklang und jegliche Anmut abspricht: „Es ist einmal schon Herkommens, dass man ungetreu und unachtsam und halb und verkehrt schreiben und übersetzen darf, so bald: für das Frauenzimmer auf dem Titel steht; allein wenigstens sollte man doch für Wohlklang und Anmut sorgen."

So der strenge Richter der Anakreontik und Empfindsamkeit, deren Gegner sich im Publikum zu jener Zeit ständig vermehrten.

Ueber die Wirkung der Iris auf die zeitgenössische Dichtung lässt sich nicht viel ermitteln. Interessant ist die Stellung, welche Goethe zu der Zeitschrift einnahm, angeregt durch seine plötzliche intime Freundschaft mit Fritz Jacobi. Obgleich er im Beginn seiner Weimarer Zeit die Freundschaft mit Fritz Jacobi nicht mehr so eifrig pflegte und sich auch um die Iris wenig kümmerte, muss er sie doch noch gelesen haben, da er das Gedicht „Wie Feld und Au", das er später irrtümlich als sein eigenes angegeben, aus dem siebenten Bande wohl zuerst kennen lernte; auch werden ihn die Beiträge seiner Freunde Schlosser und Lenz interessiert haben. Aber im Anfange von dem Erscheinen des ersten Bandes im Dezember 1774 an bis zu seinem Abgange nach Weimar wird er die Iris fleissig gelesen haben, und manches wird ihm davon wohl auch in der Erinnerung geblieben sein. Es war die Zeit der engsten Freundschaft zwischen Goethe und Fritz Jacobi. Im Januar und Februar 1775 weilte Fritz zweimal in Frankfurt bei Goethe, wo gewiss manches über die Iris gesprochen worden ist. Es war aber auch die Zeit, wo Goethe in seinem Verhältnis zu Lili völlig aufging, und er wird wohl Fritzens Besuch nicht allzusehr genossen haben. Daher schrieb er auch an Betty, als Fritz fortgegangen war:[1] „Friz ist nun fort; und wie wohl es uns war, können Sie denken, weil es uns, besonders mir, auf die letzt etwas weh bei der Sache wurde, und ich Frizen bat, zu gehen; . . . Hier ist etwas für die Iris: Bald mehr. Wäre Friz nicht fort, würde nichts gethan."

[1] Zoeppritz, II, 266.

Goethe schickte hier wohl einen Teil von Erwin und Elwire, woran er eben für die Iris arbeitete. Im Dezember 1774, sowie im Januar und Februar 1775 schickte er fortwährend Beiträge nach Düsseldorf, und auch im Herbste 1775 erschien noch ein Gedicht von ihm. Also bis zu der Umwälzung, die die Weimarer Zeit in seinem Leben bewirkte, interessierte er sich lebhaft für die Zeitschrift. Im vierten Bande der Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte[1] versucht nun Max Morris zu zeigen, dass Goethe die Anregung zu seiner Parabel: „Salomons Königs von Israel und Juda güldne Worte von der Ceder bis zum Issop“ nicht direkt aus I. Könige 4, 33 entnahm, sondern zuerst aus dem Aufsatze Jacobis „Dichtkunst“ im ersten Stücke der Iris. Doch scheint mir dieses Heranziehen von Jacobis Aufsatz kaum berechtigt. Goethe war mit der Bibel gut vertraut und entnahm ihr mehr als eine Anregung. Diese Parabel nun zeigt nach Form und Inhalt, dass er die Stelle aus der Bibel von den weisen Sprüchen Salomos von der Zeder bis zum Ysop wohl im Gedächtnis hatte. Die Anregung, Pflanzen überhaupt in der Fabel zu personifizieren, hat er Jacobi sicher nicht entnommen. Die ganze Idee, den Pflanzen Empfindungen zuzusprechen und sie mit eigenen Gefühlen auszustatten, hatte Goethe besser noch als Jacobi in seinen Gedichten verwertet, und es ist ziemlich sicher, dass Jacobi hierin noch manches von Goethe lernte. In dem Aufsatze Jacobis, den Morris heranzieht, ist die Bemerkung von der Zeder etc. so zufällig, dass dabei eine direkte Anlehnung Jacobis an Goethe viel eher anzunehmen ist, als umgekehrt. Auch kommt in dem Aufsatze (I. II.[1], 5 ff.), in dem Jacobi das Thema weiter ausführt, der Ausdruck nicht wieder vor. Ausserdem gebraucht Goethe die Schreibart „Issop“, die er wohl einer alten Bibel entnommen haben wird, während Jacobi „Ysop“ schreibt. Auch mit der Entstehung der Fabel ist Max Morris nicht ganz im reinen. Goethe hat nicht das erste Stück der Iris zu lesen bekommen, sobald es fertig war, sondern es wurde ihm erst mit den folgenden zwei Stücken zusammengebunden zugeschickt, wie sein Brief vom 1. Dezember an Georg Jacobi[2]

---

[1] 1904, Band IV, Heft II, 248.

[2] W. A., II, 210 (Briefe).

zeigt. Demnach müsste nach Morris das Entstehen der Parabel zwischen den Dezember 74 und den Oktober 75 fallen. Doch ist es nicht unmöglich, dass die Parabel schon einige Monate vor Dezember 74 entstanden und Sophie von Laroche zugeschickt worden ist, in deren Nachlass sich die Handschrift gefunden hat. In dem Falle ist es nicht unwahrscheinlich, dass Sophie von Laroche sie Georg Jacobi oder einem anderen Mitgliede der Familie Jabobi gezeigt hat und demnach Jacobi von Goethe, aber nicht Goethe von Jacobi beeinflusst worden ist. Wenigstens ist nach den Ausführungen von Morris die Anregung Goethes durch Jacobi durchaus nicht als sicher anzunehmen.

Ueber die Wirkung der Zeitschrift auf sonstige Zeitgenossen lässt sich kaum etwas ermitteln. Es ist ihr eben ein zu kurzes Leben beschert, als dass sie ausserhalb des Kreises der Freunde hätte Aufsehen erregen können. Gerade als bedeutendere Mitarbeiter zu grösseren Beiträgen gefunden waren, begann der Streit mit Spener, der der Zeitschrift eigentlich schon zu Anfang des Jahres 1776 ein Ende bereitete. Man erkannte auch, dass Jacobi selbst die Schuld daran trug, und hatte deshalb wenig Interesse ihm zu helfen. Göckingk tadelt in einem Briefe an Bürger (Ellrich, 15. Dez. 1776), dass Jacobi, als „alle Welt die Iris in ihrem schönsten Licht und Pracht zu schauen dachte — (sie) in Dunst auflösen und verschwinden“ lässt, und dabei „sich nicht so viel darum schert“, sondern in Celle bei seiner Cousine sitzt und sich beklagt, dass ihre Eltern in seine Heirat nicht einwilligen wollen.

So werden sich die meisten Zeitgenossen über die Unmündigkeit Jacobis geärgert und seiner Zeitschrift keine weitere Aufmerksamkeit geschenkt haben.

Lebenslauf.

Ich, Otto Manthey-Zorn, wurde am 26. Oktober 1879 zu Sheboygan, Wisconsin geboren. 1881 kam ich nach Cleveland, Ohio, wo ich die öffentlichen Schulen absolvierte. 1897 bezog ich daselbst Adelbert College der Western Reserve University, an dem ich 1901 das Baccalaureat erwarb. Im selben Jahre ging ich nach Deutschland, um mich insbesondere dem Studium der deutschen Literatur zu widmen. Im Herbste 1901 wurde ich an der Universität Erlangen immatriculiert und vertauschte diese im Frühjahr 1902 mit Leipzig.

Meine akademischen Lehrer in Erlangen und Leipzig waren die Herren Professoren und Dozenten: Albert Köster, Sievers, Steinmeyer, Witkowski, Gebhardt, Holz, von Bahder, Falckenberg, Wuudt, Volkelt.

Ihnen allen, besonders aber Herrn Professor Köster, drücke ich hiermit für die vielfache Förderung und Anregung meinen aufrichtigsten Dank aus.